

Die Fortschritte der prähistorischen und römischen Forschung im Elsaß.

Von

Dr. Robert Forrer.

I.

In der 1914 erschienenen „Museographie für die Jahre 1910—1912“ hat A. d. Riff, jetzt Conservateur aux musées de la ville de Strasbourg, auf den Seiten 192—212 einen vorzüglichen Bericht über die im Elsaß erzielten archäologischen Fortschritte während der eben genannten Jahre veröffentlicht. Sein Bericht gibt eine kurze Übersicht über die im Elsaß entstandenen Museen und die Tätigkeit der Vereine, denen zunächst die Bereicherung dieser Sammlungen zu verdanken ist.

In den dem Berichtsjahr 1912 folgenden Jahren 1913 und 1914 haben jene Museen und Vereine eine rege Tätigkeit entfaltet, die wertvolle Resultate versprach. Aber der Ausbruch des Krieges, 1914—1918, legte alle diese Arbeiten vollständig brach, mit Ausnahme derjenigen des Straßburger Museums, wo der Schreiber dieses Berichtes seine Tätigkeit unausgesetzt fortführen konnte, auch die archäologischen Veröffentlichungen nicht unterbrochen wurden.

Nach dem Kriege haben einzelne der Vereine und Museen ihre Tätigkeit allmählich wieder aufgenommen und zunächst die durch den Krieg verursachten Schäden auszugleichen versucht, d. h. die in Unordnung geratenen Sammlungen wieder geordnet (so Altkirch, Colmar, Hagenau) und den stark dezimierten Mitgliederbestand wieder verstärkt. Überall versucht man das Interesse durch meist französische Vorträge wieder zu heben und überall zeigt sich der beste Wille, die durch den Krieg geschlagenen Schäden wieder auszugleichen. Doch reichen infolge der hohen Druckpreise die vorhandenen Geldmittel noch nicht aus, um überall die früheren Veröffentlichungen wieder aufzunehmen und neben Straßburg sind es nur Mülhausen und Hagenau, die seit dem Kriege wieder mit größern archäologischen Veröffentlichungen hervorgetreten sind. In Mülhausen ist es das *Bulletin du Musée Historique*, in dem besonders Konservator L. G. Werner ältere und neuere Funde zusammenstellt und bespricht. In Hagenau hat Konservator Dr. Gromer eine Serie von reich illustrierten Heften eingeleitet, von denen das eine durch F. A. Schaeffer *Les haches de pierre néolithiques du Musée de Haguenau* behandelt. In Straßburg erscheinen nach wie vor, nur jetzt zumeist in französischer Sprache, die von der Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß herausgegebenen und unter der Leitung des Berichterstatters stehenden *Cahiers*

d'Archéologie et d'Histoire d'Alsace (Anzeiger für elsässische Altertumskunde), in denen die elsässische Archäologie, Prähistorisches und Römisches, ausgiebig zu Worte kommen. Von den „Mitteilungen“ der gleichen Gesellschaft (Bulletin) ist seit 1918 noch kein neuer Band erschienen, doch ist ein solcher in Vorbereitung. Dazu tritt als weiteres Publikationszentrum das vom Ministère de l'Instruction Publique in Paris herausgegebene Bulletin Archéologique, in dem bisher besonders die Herren Forrer, Matthis, Schaeffer und Werner elsässische Funde behandelt haben. Zu erwähnen ist auch die von der Straßburger Universität seit 1924 herausgegebene Bibliographie Alsacienne, die die wichtigsten der das Land betreffenden Neuerscheinungen anzeigt; die archäologische Literatur wird darin jeweils von Professor A. Grenier besprochen. Im Verfolg dieses Berichtes sind die wichtigsten Neuerscheinungen unter den betreffenden Rubriken aufgeführt.

Die Römisch-Germanische Kommission, insbesondere Professor Ritterling, hat während der Jahre 1912—1914 und auch noch während des Krieges der elsässischen archäologischen Forschung nicht bloß großes Interesse entgegengebracht, sondern sie mit Rat und Tat, besonders auch mit Geldmitteln unterstützt, so daß es Pflicht ist, mit einem entsprechenden archäologischen Rechenschaftsbericht zu antworten und zu danken. Darüber hinaus haben wir aber selbst das größte Interesse, unsere Forschungen auch weiterhin jenseits des Rheins bekanntzugeben, denn einer kann vom andern lernen und die Zusammenhänge sind in römischer wie vorrömischer Zeit zu einem starken Teil eben durch das Elsaß vermittelt worden, gleichviel ob bald westliches bald östliches Volkstum überwog, südliche oder nördliche Herren das Wort führten.

II.

Den gewaltigsten Fortschritt in Bezug auf weitgehende Tragweite der Resultate haben wir im Elsaß auf dem Gebiet des

frühesten Palaeolithikum

zu verzeichnen.

In Burbach, 6 km südlich von Sarre-Union, im Muschelkalkgebiet des „Krummen Elsaß“, habe ich im Verfolg einer vor Jahren bei Steinbrucharbeiten zutage getretenen knochenführenden Höhlenader eine Art frühpaläolithischen *abri entre roches* mit einer großen Menge von Speiseresten und allerlei primitiven Werkzeugen aus Stein und Knochen entdeckt, die uns in eine Zeit führen, deren Studium erst in den Anfängen liegt, in die Übergangszeit vom *Praechelléen* zum *Chelléen*.

Frühquaternäre Wasser hatten dort eine Kluft gehöhlt, die gegen die Wassereinzugsseite (Süden) offen lag und dort eine Art Eingang bildete, während sie gegen Ost, West und Nord durch Steinwände abgeschlossen war. Die Nordwand war so stark ausgehöhlt, daß die obere Steinlage eine überhängende Decke, also gewissermaßen einen *abrisous roche* bildete; wir mußten diesen der Einsturzgefahr wegen leider abtragen. Die Ostwand zeigte 1924 zwei vom Wasser ausgehöhlte tiefe Nischen, die vom Urmenschen gleichsam als natürliche Wandschränke benutzt wurden, in denen

er allerlei ihm kostbar oder nützlich erscheinende Dinge aufbewahrte. Sie ist im Winter 1924/25 vollständig eingestürzt, aber glücklicherweise durch photographische Aufnahmen wenigstens im Bilde erhalten. Das ursprünglich bewohnte Niveau liegt ca. 7 m unter der heutigen Oberfläche. Die sich im Osten und Westen gegenüberliegenden Steinwände der Kluft hatten ca. 4 m Abstand, der leicht durch quer gelegte Baumstämme und Verdichtung mit Laub und Erde überdacht werden konnte. So bot die Kluft Raum einer ganzen Familie und Schutz gegen zu scharfe Sonne, gegen die kalten d. h. Nord- und Ostwinde und gegen die von Westen kommenden Regenstürme. Die Regenwasser zogen durch den bei den oben erwähnten Steinbrucharbeiten nordwärts angetroffenen knochenführenden Kanal ab oder versickerten, wie noch heute, rasch in dem vielfach gespaltenen und daher stark wasser-durchlässigen Boden. Nach allmählicher Verstopfung des erwähnten Kanals blieben die Knochenreste und die von den Regenwassern eingeschwemmten, vielleicht auch von der Dachverkittung heruntergefallenen Erdreste im Schacht liegen und füllten die Kluft allmählich an, wozu noch starke Schlammzufüllungen hinzutraten, die in mehreren Intervallen eingetreten sein müssen, dann die Kluft mit von der Höhe herabgeschwemmtem Schlamm und Wasser anfüllten und während dieser Zeit das Bewohnen des Abri verunmöglichten. Ob diese Feuchtheitsperioden von kürzerer oder längerer Dauer waren, ob sie mehr vorübergehender Natur waren, etwa starken Regenzeiten entsprachen oder dem Eintritt länger dauernder Kältevorstöße, wissen wir noch nicht. Jedenfalls hat sich die Fauna anscheinend zwischen der ersten und zweiten Besiedelung nicht geändert und auch das Werkzeug zeigt keinerlei Unterschied.

Die Fauna ist die einer ausgesprochenen und zwar frühpaläolithischen Warmzeit: Am häufigsten ist *Hippopotamus amphibius*, in zahlreichen Exemplaren vertreten, wobei sich eine bestimmte Auswahl beobachten läßt: Man hat besonders junge Tiere gejagt, wohl weil sie besser zu erjagen waren und weil ihr Fleisch schmackhafter war. Man hat die Tiere nicht hier, sondern auswärts er- und zerlegt und nur leichtere Teile der Beute in die Höhle mitgeschleppt. Die großen schweren Knochen fehlen fast immer, trotzdem gerade diese natürlich sich am besten hätten erhalten müssen. Dagegen sind alle Fußknochen überaus zahlreich und bis zu den kleinsten Zehenspitzen vollständig erhalten; ersichtlich waren die Nilpferdfüße ein Leckerbissen, den man mit in die Höhle schleppte, um sie hier mit Weib und Kind in aller Ruhe verzehren zu können, genau so wie noch heute die Neger sie besonders schätzen und ins Dorf mitnehmen. Ferner hat man die Zähne des Tieres geschätzt, sowohl als Trophäen wie als Werkzeuge: Die Molaren hat man gelegentlich zertrümmert, um die Lamellen (wie in Feuersteingegenden die Feuersteinlamellen) als Messer und Schaber zu verwenden, die langen Schneide- und Eckzähne boten ohne jede weitere Zurichtung ein fertiges Werkzeug zu allerlei Zwecken, selbst als Grabstock und Waffe. Eine Hauerspitze ist hinten durch Durchschleifen der harten Kruste mit nachfolgendem Abbrechen auf handliche Länge reduziert worden und hat sich hinten durch langen Gebrauch völlig poliert (Abb. 2). Zahlreich sind kleine Hauerspitzen, die bei der Benutzung der Zähne abgebrochen sind und im Boden liegen blieben, während die übrige stärkere Partie

des Hainers in den meisten Fällen fehlt und also irgendwo anders außerhalb der Höhle verloren gegangen ist. — Diese Nilpferde sind wohl in der Hauptsache unten im Saartal gejagt und erlegt worden. Unser Abri liegt ca. 70 m über dem heutigen Saarniveau und in ca. 3200 m Entfernung östlich der Saar.

Wie das Hippopotam eine Warmzeit andeutet, so auch das im gleichen Abri vorgefundene *Equus stenorhis*, ein Wildpferd, das im Acheuléen bereits verschwunden ist, dagegen in den Sanden von Mauer und Mosbach eine bedeutende Rolle spielt. In den Knochenresten von Burbach ist es freilich nur in wenigen Resten vertreten und auch hier wieder sind nur die kleineren Knochen vorhanden, die größeren fehlen und sind ersichtlich am Orte Legen gelassen worden, wo das Tier erjagt und zerlegt wurde. Nach Stehlin-Basel deutet das Zahnwerk auf eine große stark entwickelte Rasse.

Verschiedene Zähne und Knochen stammen von mehreren jüngern Individuen und einem ältern von *Rhinoceros etruscus* oder *Merki*, zwei Molare und diverse Bruchstücke von mindestens zwei Individuen von *Elephas antiquus* oder *meridionalis trogontherii*. Ein kleiner Elephasmolar lag in dem oben erwähnten Nischenversteck, einer der größeren wie absichtlich verlockt unter zwei dachförmig gestellten Steinplatten, als ob man die Zähne in irgendeiner abergläubischen Absicht hätte aufbewahren wollen.

Außerdem fanden sich in den Hippopotamschichten zerschlagene Knochen und Hornzapfenreste großer Boviden und einige Knochen und Ge- weihstücke von Hirschen, Knöchelchen von Maulwurf und Schalen von Gartenschnecke.

Entscheidend für die chronologische Stellung in das unmittelbar dem Chelléen vorangehende Praechelléen ist das absolute Zusammenvorkommen der genannten Elefanten- und Rhinoceros-Reste mit *Equus Stenorhis* und Hippopotamus.

Genau das gleiche sagt das Gerätinventar, denn dieses ist nicht mehr rein eolithisch, hat aber auch noch nicht die Stufe des regelrechten Chelléen erklimmen: Der Muschelkalk der Umgegend zerspringt auf natürlichem Wege in Gestalt dreieckiger Steinplatten, die an und für sich schon handliche Instrumente in der Art von Faustkeilen abgeben. Der Urmensch hat sie aufgehoben und oft so verwendet, wie er sie fand, genau so wie die von uns zwischen den Knochenresten aufgefundenen kleinen und großen, meist ovalen Kalksteinknollen. Öfters aber ist er einen Schritt weitergegangen und hat durch rohes Behauen die Spitze spitzer gestaltet, von der hinteren Partie Vorsprünge entfernt, die ihm hinderlich waren und selbst die Seiten durch Hiebe bzw. rohe Retouchen zu schärfern Kanten umgebildet. So ist je nach der von der Natur gegebenen Form des verwendeten Steinfragmentes ein bald dreieckiger, bald ei-, bald mandelförmiger Faustkeil entstanden, dessen Form oder Durchschnitt bald an Chelles-, bald an Acheul-, bald an Moustérienkeile erinnert ohne es in Wirklichkeit zu sein. Darin eben liegt ein Merkmal dieser Frühzeit: die typischen Formen der eben erwähnten Epochen sind zwar bereits durch Zufall gebildet, aber sie haben sich noch nicht zu einer speziellen Leitform ausgewachsen. Immerhin ist bereits die Grundform gefunden in dem Bedürfnis nach einem hand-

lichen Faustkeil, der als Waffe und als Werkzeug dienstbar gemacht werden kann (Abb. 1).

Mit dem Knochengesäß steht es ähnlich. Man konnte ja theoretisch schon längst annehmen, daß der Urmensch gelegentlich auch Knochen als Werkzeug verwendet hat, aber es fehlte bisher für diese Frühzeit an ausschlaggebenden Fundstücken. Jetzt können darüber auch nicht mehr die geringsten Zweifel herrschen: wie für das Steingerät zeigt Burbach auch in der Knochenverwendung mannigfaches bereits über das eolithische Stadium hinausgewachsenes Knochengesäß. In einzelnen Fällen hat man irgendeinen beim Zerschlagen spitzgebrochenen Knochen als Bohrer oder Pfriem verwendet, wobei die langdauernde Verwendung auf hartem Leder oder dgl. die Knochen Spitze derart abgerundet hat, daß die Gebrauchsspuren über die einstige Verwendung keinerlei Zweifel bestehen lassen. Ähnlich erging es flachen Knochen, die als Schaber, Meißel oder als Geräte zum Abhäuten verwendet wurden. — Auch hier scheint man aber wiederholt über die eolithische Verwendung hinausgegangen zu sein, indem man Knochen eigens zersplitterte um geeignete Formen zu erhalten, die man dann durch intentionelles Abschleifen noch mehr ihrem Zwecke anpaßte. Es ist jedenfalls auffallend, wie sich innerhalb der offensichtlich bearbeiteten Knocheninstrumente scharf ausgesprochene Gerättypen, eine Art Meißel und eine Art Pfriem, beide mit stumpf abgeschrägter Spitze, abheben. Mit der Schlagtechnik ist also hier bereits die Schleiftechnik kombiniert (Abb. 2).

Der eolithische Zustand ist auch insofern ersichtlich längst überschritten, als es sich hier nicht mehr um einen Knochen- oder Steinsplitter handelt, den man erst im Bedarfsfall aufhebt und nach der Benützung wieder fortwirft, sondern um bewußt hergestelltes Gerät, das man zu erneutem Gebrauch sich aufhebt. Sicher hat man neben Stein und Knochen auch bereits Holz in ähnlicher Form zu Gerät und Werkzeug zu formen gewußt und sich derart ein förmliches Mobiliar geschaffen. Damit aber wird erst recht wieder die bereits oben erwähnte seltene Beobachtung verständlich, die Entdeckung von Felsnischen, die als Aufbewahrungsorte von allerlei Gegenständen, dabei auch eines kleinen durchlocherten Ammoniten und halbierten Zähne, dienten. All das läßt schon auf einen gewissen Seßhaftigkeitstrieb schließen.

Es ist mir und allen, die sich an den Grabarbeiten beteiligten, aufgefallen, daß die schönsten Tierzähne und viele der besten Knochen sich gewöhnlich unter Steinplatten fanden (vgl. auch das oben bezüglich der Elephaszähne Gesagte). Wir hielten dies anfangs für Zufall, doch näherte ich mich immer mehr dem Gedanken, daß absichtliche Vergrabung vorliegt, die irgendeinem Jagdzauber dienlich sein sollte. — Einige Nilpferdzähne haben sich in halbiertem Zustande ohne die andere Hälfte gefunden, und erinnern in diesem Zustande lebhaft an Phallusbilder, so daß vielleicht auch hier schon die Anfänge abergläubischer oder kultischer Vorstellungen vorliegen. Auch sonst zeigen

sich Anzeichen, daß der Mensch von Burbach schon ein denkendes und praktisch veranlagtes Wesen war, denn in einer gewissen Tiefe zeigte sich der Boden mit Steinplatten belegt, ersichtlich zu dem Zwecke, über dem infolge von Regen aufgeweichten Boden einen trockenern Plattenboden herzustellen (genau dasselbe Mittel sahen auch wir uns genötigt anzuwenden, um bei feuchtem Wetter unsere Grabungen fortsetzen zu können). — Um einen großen Felsblock fanden sich zerschlagene Knochen und Amygdaloidsteine in besonders starker Zahl; er scheint als *Arbeitsstück* verwendet worden zu sein, bis er schließlich unter der sich häufenden Menge von Knochenabfällen und eingeschwemmter Erde verschwand.

So präsentiert sich der Mensch von Burbach in einem ungleich viel vollkommeneren Bilde, als man bisanhin sich den Chelléen- und besonders Praechelléenmenschen vorstellte; dies dank dem Umstande, daß hier auf einem Raume von wenigen Quadratmetern (ca. 15 qm) ein streng zusammengehörendes und reiches Fundmaterial an Tierresten und Gerät zutage trat — im Gegensatz zu den andern Gisements dieser Zeit, die meist an Flüssen liegen (Chelles, Saint-Acheul, Montières usw., dazu in Deutschland Mauer, Mosbach), wo die Funde sich oft auf Kilometerstrecken verteilen und jedenfalls ein weniger scharf umrissenes Ganzes bilden, selbst wenn, wie etwa in Chelles, das Steinwerkzeug entwickelter ist oder, wie in Mauer und Weimar, selbst Knochenreste jener Urmenschen vorliegen.

Und da nirgends sonst für diese Frühzeit eine so wie hier in sich abgeschlossene und charakteristische, nicht mehr eolithische, aber auch noch nicht typisch chelléenzeitliche Station vorliegt, habe ich es für geraten gehalten, dieser Kulturstufe den Namen *Burbachien*, die *Burbachstufe*, zu geben¹⁾, mag man sie nun dem späten Praechelléen oder dem frühesten Chelléen angliedern — bei allen Übergangskulturen ist ja die Zuweisung eine schwankende. Geologisch befinden wir uns wohl im Interglazial zwischen Mindel- und Ribzeit.

Die Resultate unserer Burbacher Grabungen, an denen sich besonders meine Mitarbeiter F. A. Schaeffer und Fr. Ph. Loew intensiv beteiligt haben, sind im Straßburger *Musée Préhistorique et Gallo-Romain* in einer großen Vitrine des ersten, speziell den Warmzeitfunden gewidmeten Saales ausgestellt. Dort sieht man auch unsere neuern Entdeckungen, die die Anwesenheit von *Hippopotamus* und *Elephas antiquus* im elsässischen Rheintal beweisen: Molare der genannten Elefantenrasse aus *Wanzenau*²⁾ und ebendort gefundene primitive *Silexe*, Teile eines *Hippopotamstößzahnes*, der im

¹⁾ Ich habe über die Burbacher Ausgrabungen berichtet in den *Cahiers d'Archéologie et d'Histoire d'Alsace* (Anzeiger f. els. Altertumskunde), 1922, p. 2—5, zuletzt in Bezug auf die chronologische Stellung besonders *Cahiers* 1924, p. 173—178, *Burbach et deux nouvelles stations du Paléolithique inférieur en Alsace, Bonnefontaine et Goersdorf* (Separatabdruck mit 4 Tafeln 1925), noch mehr findet man in meiner größeren, speziell dem elsässischen Paläolithikum gewidmeten und eben erschienenen Schrift, R. Forrer, *Les éléphants, hippopotames et l'homme de l'Alsace quaternaire* (Colmar 1925), 202 Seiten mit 17 Tafeln.

²⁾ Vgl. „Cahiers“ 1923 p. 89 Anmerk. und L. Gignoux-R. Forrer, *Découvertes récentes de mammifères fossiles en Alsace* (Bull. Assoc. Philomat. d'Alsace 1922).

Abb. 2. Primitive Knochenwerkzeuge aus dem Praechel-léen-Abri von Burbach im Unterelsaß, zusammen gefunden mit Knochen von Nilpferd, Pferd von Stenon, Altelephant oder Südelephant trogontherii, etruskischem Nashorn (oder Merki), Boviden, Hirsch usw. Musée Préhistorique, Strassburg.

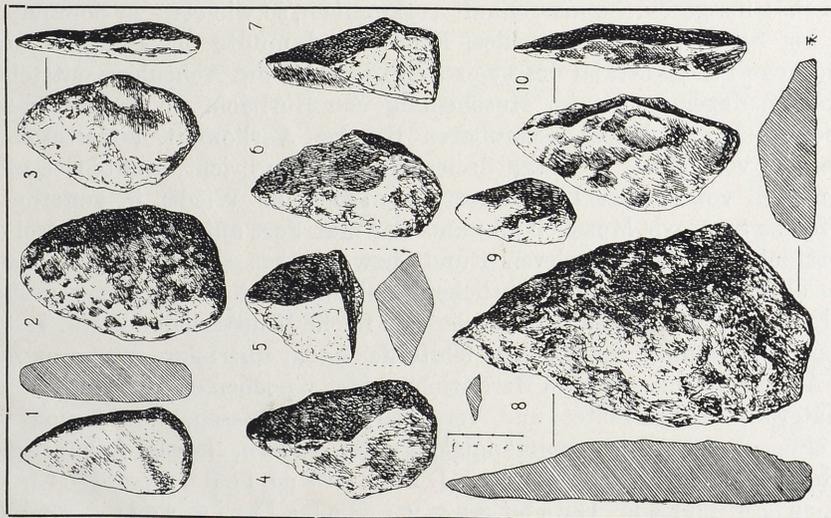
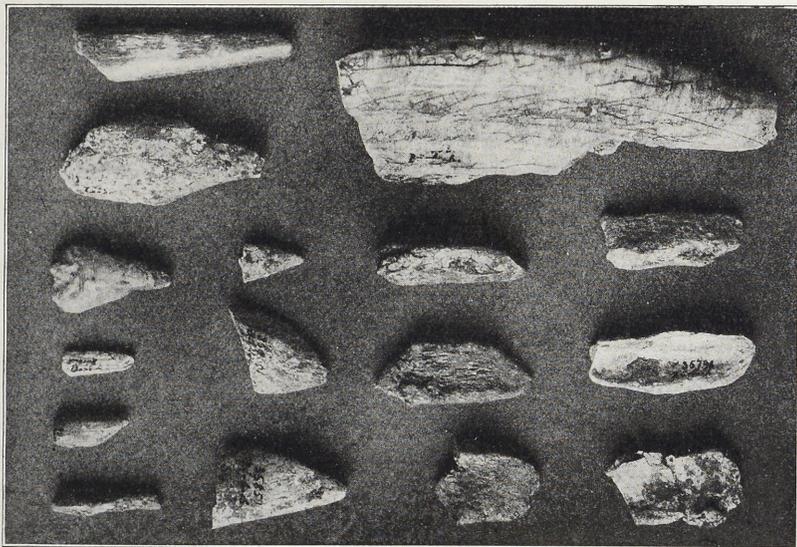


Abb. 1. PrimitiveSteinwerkzeuge aus dem Praechel-léen-Abri von Burbach im Unterelsaß, zusammen gefunden mit Knochen von Equus Stenonis, Hippopotamus, Elephas antiquus oder meridionalis trogontherii, Rhinoceros etruscus oder Merki usw. Musée Préhistorique, Strassburg.

grauen Rheinschlick bei H a n g e n b i e t e n tief unter den Ablagerungen der den Rheinablagerungen folgenden Breuschsande und den übergelagerten Schichten des ältern und jüngern Löß, mehr als 30 m unterhalb des modernen Lößniveaus gefunden worden ist³⁾. Wie allerdings diese Hippopotamus- und Alt-Elephantfunde sich zeitlich zu denen von Burbach verhalten, ist vor der Hand noch nicht klar, d. h. ob sie älter, gleichzeitig oder jünger sind. Hiefür müssen weitere Entdeckungen im Rheintal wie auch im Muschelkalkgebiet des Saartales abgewartet werden. Es ist jedoch bei dem großen Interesse, das allseits unsern Forschungen entgegengebracht wird, zu hoffen, daß auch hier bald glückliche Funde die Frage klären.

Schon habe ich Ende 1924 und Anfang 1925 z w e i n e u e F a u s t - k e i l f u n d e signalisieren können, beide dem Gebiete der Muschelkalkplateaux des nordwestlichen Elsaß entstammend. Der eine ist ein ovaler flacher Fäustling aus hellem Quarzit, von Bonnefontaine, 8 km westlich von Burbach, der andere ein mehr dreieckiger und scharf zugespitzter, auch besser retouchierter Fäustling, aus grauschwarzem Basalt, von Goersdorf (bei Wörth), 49 km östlich von Burbach. Sowohl ihre gut beobachtete stratigraphische Lage, wie ihre Form und Bearbeitung lassen über ihre Zugehörigkeit zum älteren oder mittlern Paläolithikum keine Zweifel, doch ist ihre Form nicht unbedingt ausschlaggebend, so daß ich sie mit Sicherheit schon einer der drei in Betracht kommenden Epochen Chelléen, Acheuléen oder Moustérien zuteilen könnte. Gerade das Beispiel der Burbachkeile zeigt nämlich die starke Abhängigkeit dieser Typen vom Rohmaterial der Gegend, in welcher sie erstmals aufgetreten sind³⁾. In einem Gebiet, wo große und leicht behaubare Silixknollen im Flussschotter massenhaft vorkommen, so wie etwa in Somme und Marne bei St. Acheul und Chelles, konnte und mußte der rundliche oder ovalrundliche Silixfaustkeil des typischen Chelléen und Acheuléen entstehen. In Gebieten dagegen, wie im Muschelkalk von Burbach, wo der Feuerstein fehlt oder nur in schlecht behaubaren Brocken vorkommt, anderseits der Muschelkalk von selbst in Gestalt dreieckiger Platten bricht, mußte sich mehr ein Faustkeil von flacher Dreiecksgestalt entwickeln. Wieder in andern Gebieten fehlen Silix wie Muschelkalk, und war man dort auf die Quarzkiesel der Flußschotter angewiesen, deren Rund- bzw. Eiform scharfen Spitzen und Kanten abhold war und zur künstlichen Spaltung des Kiesels anregen mußte; so entstand die einseits rundliche, anderseits flache Moustérienbeilform. In den Gebieten ausgedehnter Lößflächen fehlte der Stein überhaupt und war man da von Anfang an auf stärkere Heranziehung der Knochen und auf Import von Steinmaterial, unverarbeitet und verarbeitet, angewiesen, womit sich von selbst eine gewisse Formenabhängigkeit von andern, besser begünstigten Gegenden ergab. Mit andern Worten: Die verschiedenen Formen können in ihrem Ursprung gleichaltrig sein, haben sich dann aber im Laufe der Zeit im Gefolge von Wanderungen zeitlich übereinandergeschoben. Es ist dies eine Erkenntnis, die für die fernere Beurteilung der älteren Paläolithformen von einschneidender Bedeutung sein wird.

³⁾ Vgl. dazu die oben zitierte Arbeit in Cahiers d'Arch. 1924 „Burbach et deux nouvelles stations du pal. inf., Bonnefontaine et Goersdorf“.

III.

Das mittlere und jüngere Palaeolithikum hat im Elsaß gleichfalls wesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Eine ganze Reihe neuer Stationen hat sich in Spuren gezeigt und eröffnet neue Aussichten. Ich habe den gegenwärtigen Stand 1920 in den Cahiers d'Archéologie ⁴⁾ und 1925 in meiner Arbeit *Les éléphants, hippopotames et l'homme de l'Alsace quaternaire* zusammengestellt, dazu dann noch die oben (Anm. 3) erwähnten Stationen von Goersdorf und Bonnefontaine anzureihen sind. Es würde zu weit führen, die dort erwähnten Ortsnamen und die entsprechenden Belege hier alle zu wiederholen.

Hervorgehoben seien nur die Entdeckung eines Mammutjägerherdes in Unter-Achenheim ⁴⁾ und die Ausgrabung eines sehr defekten Mammutskeletts bei Oermingen, in welchem letzterem Falle das Tier an Ort und Stelle erlegt und verspeist worden zu sein scheint ⁵⁾. Etwas Kohlenreste, angeschlagene Kiesel und ein durchlochter Knochen sind die einzigen Reste menschlicher Produktion, doch fanden sich neben den Mammutknochen auch Zähne und Knochen eines jedenfalls gleichfalls in der Nähe erlegten und verspeisten Pferdes. Der Herd von Achenheim zeigte eine Umrahmung mit Elefantenbackenzähnen und einem Stoßzahn, um das Feuer besser gegen Wind zu schützen, als Speisereste Knochen und Zähne von Mammut, Rhinoceros, Pferd und Bison. Auch hier nur geringe Kohlen Spuren, wenige geschlagene Steinchen und Kiesel, aber ein flacher Mammutknochen mit deutlichen Spuren, daß er als Unterlage, als eine Art Amboß, gedient hat, eine zugespitzte Rippe und ein zugespitzter Mammutknochen, der als Grabinstrument hergerichtet worden ist. So muß auch hier für die Löbmenschen mit einer stärkern Verwendung von Tierknochen zu Werkzeug gerechnet werden, als man bisher anzunehmen geneigt war. Auch die Mammutzähne scheint man oft mit Absicht gesammelt zu haben, um sie gewissen Zwecken dienstbar zu machen, die ganzen Molaren als Raspeln, die Lamellen als Schaber, die kleinen Stoßzähne als Schlägel und Grabinstrumente, die großen als Ambosse usw. (Man sehe darüber Näheres in meiner oben erwähnten Arbeit über die Elefanten, Nilpferde usw. im diluvialen Elsaß).

Immer klarer tritt ferner im Elsaß die starke Verarbeitung der Quarzite, gewöhnlich grüngrauer Farbe, zu meist atypischen Werkzeugen im Moustérien und schon früher, zutage. Man scheint sie irgendwo in Flußbetten gefunden, als Rohkiesel auf die Löbebenen geschleppt und erst hier verarbeitet zu haben. Meist sind es Schaber von Moustériencharakter, einmal (der Werner'sche Faustkeil) ein Amygdaloïd von Acheulform, aber Moustérienquerschnitt.

⁴⁾ R. Forrer, *Un foyer de chasseurs de mammoths à Achenheim et les autres gisements paléolithiques de l'Alsace* (Cahiers 1920 p. 1128—1150).

⁵⁾ R. Forrer, *Les éléphants, hippopotames . . .* Chap. XV. *Le mammoth des régions calcaires de la vallée de la Sarre, le gisement d'Oermingen.*

Daneben erscheinen gleichzeitig, aber nur vereinzelt, Schaber und Splitter aus importiertem Silix, wobei die mehrfach sehr feinen Retouchen an Importfertiger Werkzeuge, anscheinend aus dem Innern Frankreichs denken lassen.

Soweit ich beobachten konnte, sind in keiner Lößzone Kohlenreste so stark verbreitet wie im Moustérienhorizont, dieser ist es auch, in dem wir mehrfach künstlich eingetiefte Herdlöcher festgestellt haben, die gegraben worden sind, um darin das Feuer bzw. die Glut andauernd zu unterhalten. Rotgebrannter Löß, Kohlenstückchen, Steine und Knochenreste begleiten diese Erscheinung.

Aufgefallen ist mir, daß die stärksten Mammutreste aus den dem dunkelbraunen Moustérienhorizont tiefer unterlagerten Lößzonen stammen, daß in der Moustérienzone und den darüber gelagerten Schichten die Mammutreste zwar häufiger, aber an Größe geringer werden. Evident haben demnach schlechter werdende Nahrungsverhältnisse, also verschlechterte Vegetation eingesetzt, die einerseits auf die Statur der Elefanten verringernd wirkte und andererseits zu verschärfter Jagd auf diesen großen Fleischlieferanten antrieb, was natürlich die Individuen nicht mehr das hohe Alter erreichen ließ als in den Zeiten, da die Jagd noch weniger intensiv betrieben wurde. Man wäre versucht, von der erwähnten Größe der Knochen auf *Elephas antiquus*, statt *E. primigenius*, zu schließen, aber der von Ad. Riff 1910 in Hangenbieten gehobene, ganz ungewöhnlich starke Stoßzahn zeigt bereits ausgesprochene Krümmung in vertikaler und horizontaler Richtung, also Kennzeichen, die man gewöhnlich dem *E. primigenius* allein zuweist.

In meiner oben zitierten Mammutarbeit habe ich im Elsaß bis jetzt ca. 60 Fundstellen von Mammutknochen festgelegt, die erkennen lassen, wie das Tier die Ebene bewohnte, aber den Flüssen aufwärts bis in ziemlich entlegene Täler gelangt ist, ohne jedoch die Vogesen zu erklimmen oder zu überschreiten. — Am gleichen Orte habe ich auch eine Menge anderer Beobachtungen niedergelegt, welche die Paläolithik betreffen und auf die hier einzugehen zu weit führen würde, so über Jagd- und Küchentechnik, absichtliche Anhäufungen von Mammut- und andern Tierzähnen, temporäre Jagdaufenthalte und stabilere Siedlungen, Verzauberung, geologische Lagerung usw. usw.

IV.

Die Neolithik

hat im Elsaß kaum weniger wichtige Resultate zu verzeichnen. Auch hier kann es sich nicht um Aufzählung der vielen Neufunde sondern nur um Zusammenstellung der gewonnenen Resultate handeln. Vorausgeschickt muß jedoch werden, daß immer noch die Übergangszeit von Paläolithik zu Neolithik und die früheste Neolithik auch bei uns große Fragezeichen bilden. Ebenso ist noch nicht klar, wo die Silixfunde aus neolithischen Hütten vom Berge bei Oltingen (im Oberelsaß), die K. S. Gutmann für das Straßburger Museum im Jahre 1910 ausgegraben hat, einzu-

reihen sind ⁶⁾. Er fand dort in meist runden, muldenartigen Hüttengründen zahlreiche geschlagene Feuersteinsplitter, Nuclei und Geräte wie Schaber, Bohrer, Messer, auch trianguläre Pfeilspitzen (ohne Dorn), einige sanddurchmengte Tonscherben ohne Verzierung und einen Schleifstein für Steinbeile, der die Kenntnis der polierten Steinbeile bezeugt. Der Reichtum an Silexwerkzeugen erklärt sich aus dem natürlichen Vorkommen dieses meist weißen und hellgrauen Feuersteinmaterials in jener Juragegend, doch könnte er auch damit zusammenhängen, daß z. T. ein frühes Neolithikum vorläge. Dafür möchte auch das Vorkommen von Speiseresten in Gestalt von Wildpferdknochen sprechen, die sonst in der Neolithik ziemlich fehlen. Mahlsteine weisen auf bereits erfolgte Bekanntschaft mit dem Getreidebau. Die Seltenheit von Tonscherben läßt auf starke Verwendung von Holzgefäßen schließen.

Diese Hüttenplätze (deren ich einige auch weiter bergabwärts entdeckt habe und deren Inhalt in unserem Museum nach Hütten getrennt aufgestellt ist) liegen in ihrer Mehrzahl auf dem Bergrücken und an dessen oberem Rande zwischen mehr und minder großen und langgezogenen Wällen von Steinrotteln. Gutmann hat diese mit jenen in Zusammenhang gebracht und das Ganze als eine große neolithische Bergfeste bezeichnet, die senkrecht herabstoßenden Wälle als „Flügelwälle“, welche dem Verteidiger als Standpunkt dienen sollten, um den Angreifer in den

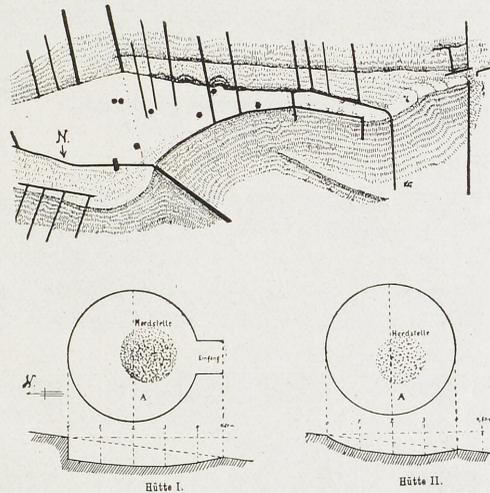
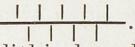


Abb. 3.

Flanken zu fassen. Ich will diese Deutung nicht ganz bestreiten, nur muß auffallen, daß diese Wälle in ihrer Gesamtheit nirgends geschlossene Compartiments bilden, weder Ring noch Raute oder Rechtecke, wie man dies von prähistorischen Festungen voraussetzen gewohnt ist, auch keine Abschnittswälle, die etwa Bergzungen abschließen. Auffallen muß ferner, daß die in der Achse des Bergrückens liegenden Wälle diesen letzteren in zwei Hälften trennen, wie wenn sie eine Berg- und Grenzscheide darstellen wollten, und daß die sogenannten Flügelwälle von dieser Grenzscheide ausgehend die Bergabhänge in senkrecht zu Tal ziehende Parzellen zerlegen, als wenn sie eine Ackerparzellierung be-

⁶⁾ K. S. Gutmann, Prähistorisches Refugium bei Oltingen (Anzeiger f. els. A. 1910 p. 105–110, 1911 p. 125–128, 171–180).

zweckten: . Und gewöhnlich liegen die von Gutmann entdeckten neolithischen Hüttengründe am obern Rande dieser Ackerparzellen. Ich möchte deshalb die Vermutung aussprechen, daß es sich um geradlinig abgeteilte neolithische Äcker handelt, wobei jeder Besitzer seinen Acker dadurch von Steinen reinigte, daß er sie auf die Ackergrenze warf — ein Verfahren, das bei steinigem Äckern im ganzen Mittelalter geübt wurde und

noch heute besteht. Je fleißiger die Rodung betrieben, je länger diese Ackerreinigung fortgesetzt wird, desto deutlicher formiert sich der Steinwall und desto höher wird er. Dabei kann es sich oft um das Produkt von jahrhundert- und jahrtausendlangem Beackern handeln, so auch auf dem Berge bei Oltingen, der zur Neolithik besiedelt war, heute kaum mehr beackert wird, wohl aber es im Mittelalter oder XVI. Jahrhundert war, denn noch heute heißt ein Teil des Abhanges der „Rebberg“, trotzdem dort schon seit Menschengedenken keine Reben mehr gepflanzt wurden (das Elsaß hatte seine höchste Weinproduktion im XVI. Jahrhundert, wo es für Deutschland der große Weinlieferant war). Das würde aber sagen, daß ein starker Anteil an den „Flügelwällen“ Oltingens spätern Jahrhunderten bzw. Jahrtausenden zukommt und jene Wälle also zur Neolithik noch nicht jene Stärke hatten, die sie heute zeigen. Sollte ihnen

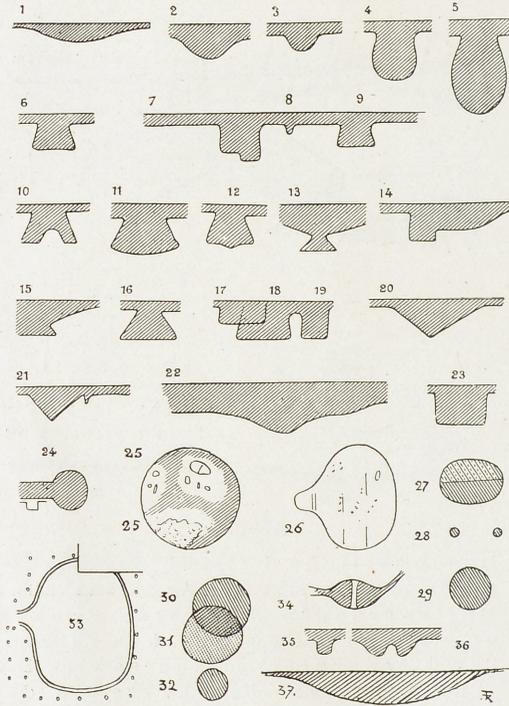


Abb. 4. Profile und Grundrisse von neolithischen Wohn- und Kellergruben usw. im Elsaß.

1 Oltingen, 2, 22, 33 Hönheim, 3, 7-9, 14, 24-29, 35, 36 Stützheim, 4-6, 10, 12, 13, 15-23 Achenheim, wovon 17-19 = 30-32 röm., 20, 21 Achenheim, Spitzgraben neol., 11 Lingolsheim, 16 Achenheim
La Tène I.

damit ganz oder ein Teil ihres fortifikatorischen Charakters genommen werden, so gewinnen sie andererseits an Interesse als Zeugnisse neolithischer Besitz- und speziell Ackerbegrenzung. Im Lößgebiet fehlen natürlich, mangels der im Gebirgsland störenden Steine, diese dauerhaften Ackergrenzen; dort waren wohl auch angesichts der riesigen Flächen besten Ackerlandes die Ackergrenzen weniger eng gezogen.

Zu Beobachtungen verwandter Art hat mich das Studium der neolithischen Ansiedlung von Bonfontaine geführt, die am Nordwestende des Elsaß, im sogenannten krummen Elsaß, nahe der lothringi-

schen Grenze liegt ⁷⁾. Mitten zwischen ausgedehnten und uralten Waldungen liegt da ein Flecken gerodeten Landes um eine oder mehrere

heilkräftige Quellen, die jedenfalls die Ursache der menschlichen Besiedelung gewesen sind. Die Besiedelungsspuren lassen sich durch alle Epochen rückwärts bis zur Steinzeit verfolgen⁸⁾. Die Neolithik ist da mit zahlreichen Steinbeilen, Steinkeulen, Mahl-, Reib- und Schleifsteinen, Klopfern, Silexsplittern und Schabern, Messern, Dolch- und Pfeilspitzen aus Feuerstein und Quarz vertreten (Abb. hieneben). Auch hier fehlen neolithische Scherben vollkommen und wird mit Holzgefäßen zu rechnen sein, die vergangen sind. Die ältesten Beile sind Wal-

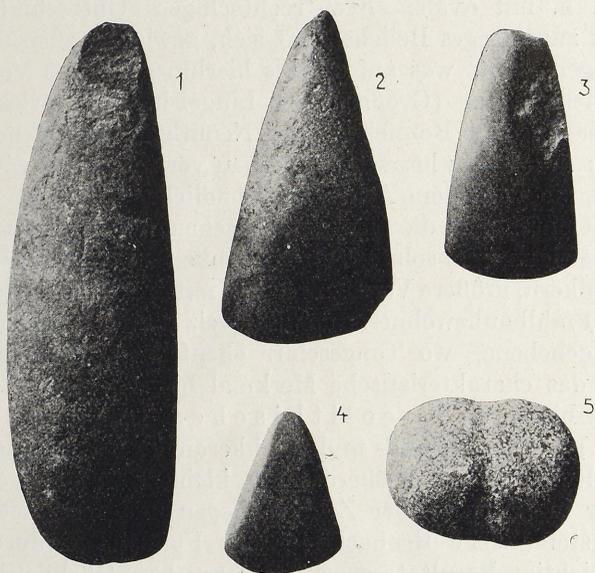


Abb. 5. Beiltypen und Steinschlägel mit Rinne aus der neolithischen Station von Bonnefontaine (nach Forrer „Station néol. de Bonnefontaine“).

zenbeile vom „Pfahlbautypus“, alle großen Formats und z. T. zerbrochen, allem Anschein nach die Beile, die s. Z. zur Rodung der Waldfläche dienten behufs Errichtung der Hütten und Schaffung von Ackerland. Aber hier wie in Oltingen weisen die verhältnismäßig zahlreichen Pfeilspitzen auf starke Beschäftigung der Bewohner mit Jagd (wozu das ausgedehnte Waldland die gegebene Region war) und die vielen Feuersteinsplitter auf eigene und starke Fabrikation von Silexgerät. Dabei läuft nebenher, am fremden Silex und an der feinem Bearbeitung dieser Stücke nachweisbar, auch Import solcher Gegenstände aus den Feuersteinwerkstätten Innerfrankreichs. Einige Fragmente polierter Feuersteinbeile deuten

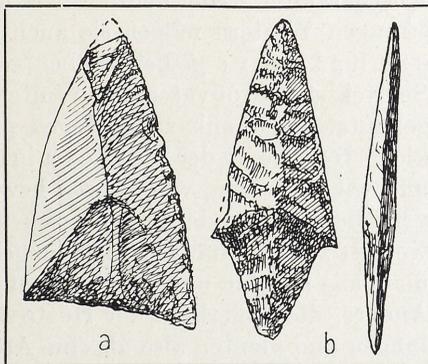


Abb. 6. Zwei Typen von Silex-Pfeilspitzen aus der neolithischen Ansiedlung von Bonnefontaine (nach Forrer „Station néol. de Bonnefontaine“).

⁷⁾ R. Forrer, La station néolithique de Bonnefontaine en Basse-Alsace (Cahiers d'Arch. 1924 p. 185—213 u. Tafeln XI. bis XVI, Separatabdruck 1925).

⁸⁾ Auch der paläolithische Faustkeil, der oben von Bonnefontaine erwähnt ist, dürfte mit diesen Quellen im Zusammenhang stehen.

auf die gleiche Herkunft. — Andererseits verraten regen Verkehr mit der Rheingegend die aus alpinen Rheingeröllen angefertigten Beile vom ältern und jüngern Pfahlbautypus, d. h. mit ovalem bzw. rechteckigem Querschnitt. Auch ein der Bandkeramik zugehöriges Beilchen hat sich, gewissermaßen als Fremdling, gefunden, dagegen nichts was auf ein bis hierhin gelangtes Vordringen der stichkeramischen Kultur (Großgartach, Lingolsheim) hinwies. So zeigt sich starke Abweichung der Bonnefontainer Neolithiker von denen der rheinischen Lößebenen: in letztern herrscht Ackerbau vor und Jagd wird nur insoweit betrieben, als sie das, dem Ackerbau schädliche Wildschwein auszurotten sucht; in Bonnefontaine ist die Jagd vorherrschend und Ackerbau mehr nur eine Nebenbeschäftigung; absolute Verschiedenheit besteht gegenüber Stich- und Bandkeramikern, größere Verwandtschaft mit den elsässischen Pfahlbaukeramikern, den Pfahlbaubewohnern der Schweiz und den Siedelungen der Lothringer Hochebene, wo Tongeschirr ebenfalls meist fehlt, dagegen viele Pfeilspitzen das charakteristische Merkmal bilden.

Ein ganz anderes Bild bieten die neolithischen Lößstationen um Straßburg, wo von Band- und Stichkeramikern sowie von Pfahlbau- (Michelsberg-) Keramikern, größere und kleinere Ansiedlungen und Gräber in selten großer Zahl vorliegen und fortgesetzt noch sich finden. Die systematische Beobachtung der Fundstellen durch unser Museum hat allerlei wichtige Resultate gezeitigt, deren hauptsächlichste ich in einer Arbeit über die neolithischen Totenbestattungssitten⁹⁾ und in einer andern über die Formen der Kellergruben¹⁰⁾ niedergelegt habe.

Was die Kellergruben anbetrifft, so ergibt sich, daß nicht alle und immer den gleichen Zwecken dienten. Es waren eine Art Speise- und Schatzkammern, in denen man allerlei Speisen aufbewahrte, vor zu großer Hitze oder zu großer Kälte schützte und nebenbei allerlei Gerät oder Kostbarkeiten (wie heute etwa in einem Wandschrank) aufbewahrte. In strengen Wintern mögen sie auch gelegentlich Greisen als warmer Aufenthaltsort gedient haben, wie noch in früheren Jahrhunderten in der Schweiz der Großvater den Wintertag „hinter dem Ofen“ auf der eigens eingebauten Ofenbank zuzubringen pflegte. Tatsächlich sieht man hie und da kleine Bänke an der Wand oder in der Mitte der Grube im Löß ausgespart. Hin und wieder waren, wie Spuren bewiesen, die Wände oder der Boden mit Holz verkleidet. In andern Fällen scheinen diese Gruben gleich Öfen verwendet worden zu sein, um die darüber gelegene Hütte zu heizen, so wenigstens darf man aus den hie und da stark rot gebrannten Böden und Wänden schließen. Andere, die außerhalb der Hütte offen lagen, hatten das Regenwasser aufzufangen und dienten also als eine Art Zisterne. Wieder andere, noch weiter abseits gelegene, in Gestalt eines Doppeltrichters, werden als Tierfallen aufzufassen sein. Endlich mögen gelegentlich einzelne dieser Löcher auch mit dem speziellen Zwecke gegraben worden sein, um als Abfallgruben und Latrinen zu dienen, öfter allerdings wird man dazu alte, als Keller usw.

⁹⁾ R. Forrer, Rites funéraires néolithiques en Alsace: Pour que le mort ne revienne plus (Bull. de la Soc. Préhist. Fr. 1923 u. erweiterter Separatdruck 1923).

¹⁰⁾ R. Forrer, Caves et fonds de cabanes préhistoriques en Alsace (Bull. Archéologique, 1921, Separat 1923).

ausgediente Gruben verwendet haben. Ebenso haben des öftern nach dem Tode des Besitzers diese Kellergruben als Grabkammern gedient, in denen der Tote in hockender Stellung beigesetzt worden ist, so wie er im Leben dort gelegentlich sich ausruhend und Wärme oder Kühle suchend aufgehalten haben mag.

In Achenheim habe ich bereits um 1900 und seither wiederholt die Profile von Spitzgräben beobachtet, die von Umgrenzungen der Ansiedlung herstammen und dieser als Verteidigungsgräben dienten, die ehemals durch Palissaden und Wall verstärkt gewesen sein mögen, im Laufe der Zeit aber sich durch die Ackerung eingeebnet haben. Dabei habe ich in Achenheim beobachtet, daß diese Dorfumwallungen von fast rechteckigem Grundriß waren, was darauf schließen lassen möchte, daß wie in Buch usw. gerade Dorfstraßen diese Rechteckanlage bedingt haben.

Wichtig ist ferner, daß den verschiedenen Keramiken großenteils auch verschiedengeformte Grubenformen entsprechen. Die der Pfahlbau- (Michelsberger-) Keramik haben im elsässischen Lößland sackförmigen Querschnitt. Die der Bandkeramik (mit welcher Bezeichnung ich in allen meinen Schriften stets nur die sogenannte Winkelband- oder Spiralmäanderkeramik meine) haben das Profil eines breiten umgestürzten Trichters. Die Gruben der Stichkeramiker (Stil Großgartach) sind weniger tiefe, mehr nur muldenförmige Erdaushebungen von weniger ausgeprägter Form. — Davon setzen sich die Trichtergruben der Bandkeramiker später mit anderer Keramik, nämlich bronzezeitlicher, hallstätischer, tènezeitlicher und römischer (bis ins II. Jahrhundert n. Chr.) fort, wobei jedoch zu beobachten ist, daß sie in diesen spätern Epochen oft breiter sind und stärker abgeschrägte Wände zeigen, wodurch die obere wie die untere Bodenfläche an Raum gewannen. Das Fortbestehen dieser charakteristischen Trichterform bis in die Römerzeit scheint anzudeuten, daß die bandkeramische Ackerbaubevölkerung trotz mancherlei neuer Einwanderungen im Lande ansässig geblieben ist.

In der Frage der neolithischen Hausgrundrisse hat sich im Elsaß nichts neues ergeben, wohl aber habe ich die Frage des Hüttenoberbaues durch das Studium primitiver Hirtenhütten, die sich noch da und dort im Lande fanden, um ein gutes Stück vorwärts bringen können¹¹⁾. An den von mir in Photographie, Grundriß und Aufriß wiedergegebenen verschiedenen Bildern läßt sich die ganze Entwicklung der Lößhütten studieren: Hier eine primitive aus ein paar Stangen, Reisig und etwas Rasenziegeln errichtete vier-eckige Zelthütte, dort diese solider gebaut und mit einer rechteckigen Grubenvertiefung versehen, deren Ränder als Sitzbänke dienen und deren vertieft liegender Boden den lichten Raum vergrößert. Im Gegensatz zu den meisten prähistorischen Hüttengründen, ist diese Erdvertiefung rechteckigen Quer- und Längsschnittes und Grundrisses. Eine noch vollkommenere Form der Entwicklung bietet ein dritter gleichfalls rechteckiger Haustyp: Auch hier eine Erdvertiefung wie eben geschildert, aber größer, während eine sehr dicke

¹¹⁾ R. Forrer, *Hüttes de pâtres en Alsace* (Revue Alsacienne illustrée 1914 und Separat), Derselbe, *Elsässische Vogesenhütten* im Jahrb. d. Vogesenclubs 1915.

Wand aus Rasenziegeln, außen schräg, innen senkrecht aufsteigend, das zeltförmig gebaute Dachgestänge und die gleichfalls aus Rasenziegeln gebildete Dachverdeckung trägt. Nur zwei senkrechte Stangen tragen den Giebel. So erklärt sich endlich ungezwungen das fast völlige Fehlen von Pfostenlöchern in unsern elsässischen Wohngruben der Neolithik. Während des Krieges sind diese Hütten größtenteils verschwunden; umso wertvoller sind meine photographischen usw. Aufnahmen und die von mir maßstäblich genau hergestellten verkleinerten Modelle im Straßburger Museum.

Daneben sieht man auch neben einem Pfahlhüttenmodell (man beachte das niedrige Dach gegenüber den meiner Ansicht nach gewöhnlich viel zu hoch rekonstruierten Dächern) das Modell einer in den Vogesenwäldern besonders gegen Lothringen hin noch üblichen Rundhütte. Sie ist, entsprechend dem anders gearteten Boden, wo ausgiebige Rasenziegel fehlen, aus im Kreise schräg aufwärts gesetzten Baumstämmen rundzeltartig aufgebaut, die Wandung mit quergeflochtenem Reisig verstärkt und mit Moos, Laub und Lehm abgedichtet. Über der Spitze sitzt storchenstartig ein aus den gleichen Materialien gefügter Schirm, der den Einzug des Regens durch die dortigen Rauchabzuglücken verhindern sollte. Daß diese Art von Rundhütten einst auch die altbekannten Mare krönten, ist schon von Wichmann und Colbus betont worden. Neuerdings habe ich eingehender ein von E. Schlumberger und Th. Welter ausgegrabenes Mar bei Bonfontaine publiziert. Es enthielt Reste eines Webstuhls und ein mit geometrischen Ornamenten bedecktes Holzbrettchen, das an eine bronzezeitliche Hütte denken läßt. Auch die oben schon erwähnten neolithischen Rundhütten von Oltingen werden in dieser Form überbaut gewesen sein.

Die Steinabhänge der Hochvogesen beherrschte dagegen eine aus rohen Steinplatten trocken aufgemauerte viereckige Steinhütte, die Ill- und Rheinufer die noch im XVI. Jahrhundert und zwar selbst in Straßburg vereinzelt übliche Pfahlbauhütte. Leider aber sind wir bis jetzt im Elsaß noch nie über schwächliche Indizien von der Existenz neolithischer und bronzezeitlicher Pfahlbauten hinausgekommen und winkt da der Forschung noch dankbare Arbeit ¹²⁾.

So sieht man im Elsaß eine deutliche Scheidung der primitiven Hausgattungen nach dem geologischen Untergrund:

1. Pfahlbauten an den Wasserläufen von Ill und Rhein, eventuell an alten Seeufern und in Mooren.
2. Rasenziegelhütten im Lößgebiet.
3. Steinhütten in den Hochvogesen.
4. Baumhütten in den Vogesenwäldern gegen Lothringen und den Jura.

¹²⁾ Über den von mir bei Erstein entdeckten und erbaggerten Pfahlbau vgl. R. Forrer, Ein neolithischer Pfahlbau bei Erstein-Murgießen und die verwandten Fundstellen im Elsaß (Anzeiger f. els. Alt. 1912 p. 243 ff.). Neuerdings hat mein Freund L. G. Werner von Mülhausen im Bull. Archéologique von 1922 (erschienen 1925) unter dem Titel Palafittes en Alsace eine statistische Zusammenstellung solcher Indizien gegeben, wobei allerdings auch viele späterzeitliche Anlagen mitunterlaufen sein dürften, römische und mittelalterliche.

Wie über die Keller- und Hausformen so sind wir auch über die neolithischen Totenbestattungsformen zu größerer Klarheit gelangt. —



Abb. 7. Spätneolithische Keramik aus einer Kellergrube bei Lingolsheim (nach Forrer „Nouvelles découvertes . . .“).

Aus meiner oben genannten Schrift (*Rites funéraires néolithiques*) hebe ich folgende Resultate hervor: Die elsässischen Stichkeramiker bestatten nur in eigens angelegten Gräberfeldern und zwar in etwas

losen Reihen, jeder Tote vom andern in Entfernung von einem und mehr Metern. Orientation Nordwest — Südost, Füße im Südosten, Gesicht bald nach Osten, bald nach Westen gewandt, der Tote immer langgestreckt bestattet. Manchmal sind die Füße gekreuzt und waren wahrscheinlich mit Stricken zusammengebunden, damit der Tote nicht wiederkehre. Aus demselben Grunde sind die nie oder selten fehlenden, oft in der Mehrzahl beigegebenen Mahlsteine bald auf die Füße, bald auf den Kopf oder die Schultern gelegt. Die vielen Mühlsteine bezeugen den ausgesprochenen Charakter dieser Leute als Ackerbauer. Daher auch die häufige Beigabe von durchbohrten Eberhauern, Zeichen eifriger Wildschweinvertilgung, dem bekannten Schädling aller

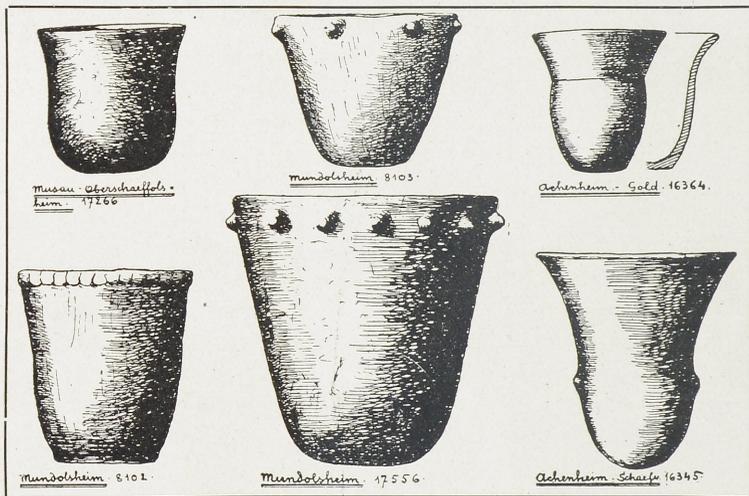


Abb. 8. Spätneolithische Keramik aus dem Lößgebiet um Straßburg.

Pflanzungen. Diese Eberhauer scheinen bald als Brustschmuck, bald als Armbänder getragen worden zu sein. Daneben figurieren Rötel, Flußmuscheln, Hals- und Armbänder aus kurzen cylindrischen Lignit- und Kalksteinperlen, sowie natürliche Kiesel in Herzform. Häufige Beigabe stichverzierter Prunk- und unverzierter Küchengefäße nach Art der Großgartacher. Steinbeile (hohe Schuhleistenmeißel, durchbohrte Schuhleistenhämmer und flachere Beile) sind den reichern Gräbern fast immer beigegeben. Den ärmern fehlen sie gewöhnlich. Im Lingolsheimer Gräberfeld, wo neuerdings (1924, 1925) durch meinen Mitarbeiter F. A. Schaeffer und mich zahlreiche weitere Gräber gehoben worden sind, zeigt sich reichere Ausstattung in der 1911 untersuchten Nordhälfte, ärmere in der Südhälfte, entweder weil die Sitte reicher Beigaben in Abnahme gekommen war oder weil Scheidung nach Arm und Reich vorliegt oder weil im Verlauf der Spätzeit allgemeine Verarmung eingetreten war. In letzterer scheint auch das rituelle Zerbrechen der Beigabengefäße häufiger geübt worden zu sein.

Im absoluten Gegensatz dazu stehen die terrestren Pfahlbaukeramiker (Michelsberger Keramik), wie wir ihre Gräber besonders von Mundolsheim und neuerdings auch in schönen Beispielen von Achenheim

kennen. Leitsatz ist hier: Keine Friedhöfe, Bestattung im Dorfe selbst in den Kellergruben der Hütten und zwar stets in Hockerstellung, diese selbst nicht einheitlich und ohne jede Spur von Orientation, gelegentlich zwei (Achenheim) oder gar drei Tote (Katzen-tal) in einer Grube dicht zusammen gesetzt. Die Beigaben sind gewöhnlich spärlich, absichtlich zerbrochene und eingestreute Scherben, seltener ganze Gefäße; öftere Beigabe von Totenspeise, davon die Knochen sich erhalten haben; kleine Muscheln, Tonperlen u. dgl. m.; hin und wieder ein Steinbeil oder -Meißel nach Art der Pfahlbaubeile (ovalen Querschnittes) und mit Hirschhorngriff, oder eine Hirschhornhacke; Mahlsteine sind selten beigegeben.

Gegenüber den eben geschilderten beiden Extremen nehmen die Gräber der Bandkeramiker eine Mittelstellung ein. Hin und wieder Hockerbestattung in der Kellergrube der Hütte selbst, häufiger aber in einem von der Ansiedlung gesondert liegenden Friedhofe, hier Hockerbestattung zwischen gestreckten Toten, beide ohne Spur von Orientation, auch hier gelegentlich Steine auf dem Kopfe¹³⁾, ganz offensichtlich um die Rückkehr des Toten zu verhindern. Auffallend oft zeigt sich der Mund aufgesperrt, was bei einem ohne Sarg mit Erde zugedeckten Verstorbene nicht gut bloßes Herabfallen des Unterkiefers bedeuten kann sondern eher auf absichtliche Einführung eines Knäuels hinweist, der verhindern sollte, daß der Geist dem Leibe entweiche und seinerseits die Überlebenden belästige! — Als Grabbeigaben sind ganze Gefäße selten, selbst die eingestreuten Scherben sind ziemlich spärlich. Daneben finden sich flache Schuhleistenbeile und breite schwere Steinhämmer, Silexsplitter und lange Silexklingen als Messer; Mahlsteine sind selten. Kohle und Rötel gehörten zur Gesichtsbemalung, als Schmuck treten durchbohrte versteinerte Spondylusmuscheln und große schwere, zylindrische Perlen aus versteinerten Austern oder Spondylus geschnitten auf (so das prächtige Grab zwischen Osthofen und Breuschwickersheim)¹⁴⁾.

Die Mischung von Gestreckt- und Hocker-Toten innerhalb der bandkeramischen Gräberfelder (Enzheim, Hönheim)¹⁵⁾ läßt auf erfolgte Mischung zweier Rassen schließen, womit auch die stark gemischten Schädelformen in diesen Gräbern einig gehen¹⁶⁾. Im allgemeinen sind die Stichkeramiker groß, langschädelig und hochgesichtig, wogegen die Pfahlbaukeramiker mesocephal und ungleich viel graziler erscheinen. Die ersteren sind, wie ich dies schon 1911 (Anzeiger p. 204) gesagt habe, ersichtlich Nord-

¹³⁾ Osthofen und Oberschöffolsheim, Anzeiger f. els. Alt. 1916 fig. 260 A u. 262, „Rites funéraires“ fig. 4 A und B.

¹⁴⁾ R. Forrer, Spondylusschmuck der Steinzeit aus dem Elsaß (Anzeiger f. els. Alt. 1916 p. 715 ff.) u. *Nouvelles découvertes...* (1924) pl. VI.

¹⁵⁾ Über Enzheim vgl. Anz. f. els. Alt. 1912 p. 224 ff. u. „Rites fun.“ fig. 7; über Hönheim Anz. f. els. Alt. 1918 (R. Forrer, Neolithisches Gräberfeld bei Hönheim-Suffelweyersheim).

¹⁶⁾ Vgl. R. Forrer, Das Schädelmaterial der elsässischen Neolithik (Anz. f. els. Alt. 1912 p. 282—288 u. Taf. XI).

leute, die zu uns aus den gleichen Gegenden kamen, denen später Alemannen und Franken entsprangen. Man beachte die auffallende formliche, ornamentale und technische Verwandtschaft der fränkischen Gefäße der Völkerwanderungszeit mit unsern stichkeramischen Schüsseln, wozu als weitere Verwandtschaftszeichen die gleiche Schädelbildung und die Gestrecktbestattung in Reihengräbern treten. — Die Pfahlbaukeramiker dagegen, mit ihren Beilen ovalen Querschnittes, ihrer Hockerbestattung in Hüttengruben, ihren grazilen Schädeln, nicht zu vergessen den stark alpinen und westlichen Einschlag der verwendeten Gesteine, kamen zu uns wohl mehr aus dem Süden bzw. Südwesten (Anz. 1912 p. 265). Ich möchte an eine alpin-



Abb. 9. Spätneolithische Keramik von verschiedenen Fundplätzen aus der Umgegend von Straßburg (a von Schiltigheim, b, e, g von Mundolsheim, c, d von Achenheim-Ost, f, schnurverziert, von Achenheim-Nord).

ligurische Rasse denken. — Dazwischen stehen dann die Bandkeramiker östlichen, donauländischen Ursprunges (Anz. 1912 p. 230), die aber zu uns rheinaufwärts von Nord nach Süd wandernd gelangt sind und dabei aus dem Mainzer Becken den oben erwähnten fossilen Muschelschmuck mitgebracht haben.

Auch die Schnurkeramik hat jetzt in Gestalt eines typisch verzierten Töpfchens aus Achenheim (Grube Gold) ihren Einzug gehalten, ohne daß wir aber noch die ihr zukommende Totenbestattungs- und Kellergrubenform hätten hier beobachten können¹⁷). — Auch ein brachycephaler Schädel, aus einer Kellergrube von Achenheim, verrät eine am Schlusse der Neolithik auftretende neue und andersköpfige Bevölkerung, die aber nicht

¹⁷) Forrer, *Nouvelles découvertes* . . . (Sep. 1924) fig. 334 p. 32, 33.

durchgedrungen zu sein scheint, denn der Schädel zeigt Spuren von Skalpbeschädigungen, künstliche Entzahnung des Oberkiefers und es fehlte dabei sowohl der Unterkiefer als der übrige Teil des Körpers. Er scheint als eine Art *Schädeltrophäe* in der Grube verwahrt worden zu sein¹⁸⁾.

Während des Krieges hatte ich Gelegenheit, alle in der weiteren Umgebung um Straßburg gezogenen Schützengräben auf Wohngruben, Gräber und Scherben zu untersuchen. Dabei konnte ich die überraschende Entdeckung machen, daß diese Funde fast ohne Ausnahmen nur an den Flanken unserer altbekannten Straßenzüge vorkamen, höchst selten in den langen dazwischen gelegenen und auch heute noch nicht oder kaum bewohnten Linien. Es scheint dies daraufhin zu deuten, daß unsere großen Hauptstraßen in ihren Grundzügen schon zur Steinzeit bestanden haben bzw. die Verkehrslinien bildeten¹⁹⁾.

Auf diesen Straßen sind in neolithischer Zeit die Steinbeile aus landfremdem Feuerstein zu uns gekommen, wie ich deren in meinen „Nouvelles Découvertes“ eine größere Anzahl in Proben abgebildet habe²⁰⁾. Ebenso die Depotfunde von Steinbeilen, wie sie L. G. Werner²¹⁾ in einer nützlichen Statistik zusammengestellt hat. — Gleich nützlich ist eine Spezialarbeit über die Steinbeile der Hagenauer Gegend, die meinem Mitarbeiter F. A. Schaeffer verdankt wird²²⁾, in welcher sämtliche Steinbeile und Hämmer des Hagenauer Museums in Grundriß, Aufriß und Querschnitt wiedergegeben sind, was erst das volle Studium dieser Materie erlaubt und hoffentlich bald auch auf andere Gegenden ausgedehnt wird. Die dort beigegebene Hagenauer Streukarte bestätigt im allgemeinen das Bild meiner für das Straßburger Gebiet 1912 veröffentlichten Streukarte²³⁾, die die Stichkeramiker auf einem relativ schmalen Streifen der Lößebene wohnend erkennen läßt, während die Bandkeramiker das ganze Lößgebiet bis an den Fuß der Vogesen einnehmen und die Pfahlbaukeramiker sowohl das Fluß- als das Lößgebiet besiedeln und darüber hinaus bis auf die höchsten Vogesenhöhen vorstoßen. Dabei ist aber beachtenswert das gänzliche Fehlen von Steinbeilen im Gebiete des Hagenauer Waldes, wogegen zur Bronzezeit dort ansehnliche Besiedelung nachweisbar ist.

Und da ich gerade bei den Steinbeilen bin, seien auch die sogenannten „neolithischen Schleifwerkstätten“ oder *Polissoirs* der Niederbronner Berge berührt, deren Signalisierung wir dem eifrigen, leider 1924 gestorbenen Charles Matthis verdanken, deren Zweck und Alter aber immer noch nicht ganz klar ist²⁴⁾. Ähnliche, z. T. ganz gleiche

¹⁸⁾ *Nouvelles découvertes*, Sep. 1924 fig. 31 p. 33, 34.

¹⁹⁾ *Elsässische Archäologie in den Schützengräben* (Mitt. d. rhein. Vereins f. Denkmalpflege, Düsseldorf, IX, 1915 S. 101). *Nouvelles Découvertes* Sep. p. 34.

²⁰⁾ *Nouvelles découvertes*, Sep. 1924, planche V.

²¹⁾ L. G. Werner, *Les dépôts et cachettes néolithiques du Département du Haut-Rhin* (Bull. Soc. Belfortaine d'Emulation, Belfort, 1924).

²²⁾ F. A. Schaeffer, *Les haches de pierre néolithiques du musée de Haguenau* (Haguenau 1924), avec 14 planches.

²³⁾ R. Forrer, *Zur Streuung der elsässischen Neolithfunde* (Anz. f. els. Alt. 1912 p. 314—316 u. Tafel).

²⁴⁾ Ch. Matthis, *Steinzeitliche Schleifwerkstätten in den Nieder-*

langovale Einschliffe finden sich bekanntlich auch an romanischen Kirchen, an gotischen Stadttoren und an Steinen neuerer Zeit, woran die Handwerker und Waldarbeiter ihr Werkzeug zu schleifen pflegten²⁵⁾. Da hält es schwer prähistorisches von mittelalterlichem und noch neuerem Gut reinlich zu trennen. Neuerdings geht die Tendenz dahin, in manchen dieser oft mit andern Zeichen verbundenen Schleifritzen mehr eine Art prähistorischer Schriftzeichen zu erkennen, doch wollen wir diesbezüglich erst seriösere Publikationen abwarten.

Auch in bezug auf die vielen Menhirs, die Matthis in den Niederbronner Bergen entdeckt haben will und die auf der von ihm für diese Gegend aufgestellten archäologischen Karte²⁶⁾ figurieren, ist da und dort etwas Vorsicht geboten. Insofern eben, als vielfach sichere Merkmale ihrer Eigenschaft fehlen, was allerdings auch für eine große Zahl von natürlichen Steinsäulen gilt, die man doch gerne als tatsächlich verehrte Steindenkmale ansprechen möchte. In diese Gruppe zählen die „Spille“ bei Haberacker im Unterelsaß und der vom verstorbenen Fritz Keßler auf seine Kosten wieder aufgerichtete Menhir bei Sulz matt. Auf noch sichererer Basis beruhen die einst auf dem Odilienberg in Kreisform aufgestellten großen Menhirsäulen, die eine künstliche, in den Felsboden gehauene runde Vertiefung umgaben und im VI. Jahrhundert n. Chr. von Bischof Leodegar in einen christlichen Tempel umgewandelt, „christianisiert“ wurden²⁷⁾. Ich habe aber 1913 gezeigt, daß kleinere Menhirstelen im Elsaß vielfach auch als Grabmonumente gedient haben und zwar auf Grabhügeln der ausgehenden Bronze- bzw. Hallstattzeit²⁸⁾. Neuerdings (1921) habe ich solche auch auf Steintumuli nahe dem Köpfel bei Zabern angetroffen. So drängt sich immer mehr eine über den Rahmen der Lokalforschung hinausgehende systematische Bearbeitung der Menhirfragen auf, wobei man sich nicht bloß auf statistische und photographische Aufnahmen beschränken darf, sondern auch an sachgemäße Grabungen in der nächsten Umgebung wird denken müssen²⁹⁾.

V.

Die Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit

hat uns mancherlei Neues gebracht, ohne freilich so wichtige Resultate zu zeitigen wie die älteren Epochen. Es hat sich die Zahl der reinen Kupfer-

bronner Bergen (Anz. f. els. A. 1915 p. 686—692), dazu zahlreiche kleinere Aufsätze desselben Autors in verschiedenen Zeitschriften und seine 1922 erschienene Archäologische Karte der Umgebung von Niederbronn.

²⁵⁾ R. Forrer, *Cupulettes rondes et cupules naviformes à l'église St. Georges de Haguenau* (Cahiers 1921 p. 1312).

²⁶⁾ Ch. Matthis, *Mégalithiques et Folklore de la région de Niederbronn* (Strasbourg 1922).

²⁷⁾ R. Forrer, *Die Heidenmauer von St. Odilien, ihre prähistorischen Steinbrüche und Besiedelungsreste* (Strassburg 1899) und derselbe „Der Odilienberg“ (Str. 1899).

²⁸⁾ R. Forrer, *Menhir-Grabstelen aus Grabhügeln von Ernolsheim etc.* (Anzeiger 1913 p. 347—353).

²⁹⁾ Soeben hat L. G. Werner eine kritische Zusammenstellung der oberelsässischen Menhirs im Bull. Soc. Industr. de Mulhouse unter dem Titel *Monuments mégalithiques dans le Haut-Rhin* veröffentlicht.

beile etwas vermehrt³⁰⁾ und L. G. Werner hat für das Museum in Mulhausen 1924 einen dort bei Riedisheim gemachten Grabfund erhalten, bestehend in einer spiraligen Kupfernadel und einer Silberspirale, die ein Skelett begleiteten³¹⁾.

Wichtig ist, daß in der Kiesgrube Gehrig zwischen Fischerinsel und Ostwald bei Straßburg sich Funde mehren, die auf die Existenz eines Pfahlbaues der Stein- und Bronzezeit hinweisen. Schon früher sind dort „durchlochte Steine“, Hirschhörner, neuerdings ein Steinhammer, ein Bronzebeil und ein Steingewicht mit Bronzeöse bei den Baggerungen gefunden und vereinzelt Pfähle beobachtet worden. Dies Gewicht wiegt 1052 gr und entspricht unter Hinzurechnung des fehlenden Henkelteils und kleiner Defekte den 1092 gr der ägyptischen Mine oder zwei italischen Pfunden von 546 gr, wie letzteres auch in dem Bleigewicht von Port vorliegen muß, wenn man den fehlenden Henkel zu seinen 530 gr hinzurechnet. Damit zeigt sich, daß diese prähistorischen, bronze- und eisenzeitlichen Wiegegewichte nicht bloß im Gebiet der Schweizer Pfahlbauten vorkommen, sondern auch in das Rheinland nordwärts der Schweiz vorgestoßen sind, mit andern Worten, daß der Mittelmeereinfluß, wie ihn die Schweizer Pfahlbauten in ihren Gewichten verraten (und der sich später auch wieder in der Übernahme der Philippergepräge und der massilischen Drachmen äußert) auch noch das Elsaß (und wahrscheinlich das anschließende Rheinland) umfaßt hat³²⁾.

Das elsässische Steingewicht von Fischerinsel-Ostwald entspricht in seiner Form genau dem bleiernen aus dem Pfahlbau Colombier, dieses mit 390 resp. 392 gr der karthagischen Mine, die ihrerseits wieder vorliegt in dem Bleigewicht von Vallamand (389 resp. 392 gr). Seit meiner Entdeckung dieser Pfahlbaugewichte³²⁾ hat sich in den Schweizer Pfahlbauten ihre Zahl gemehrt. Insbesondere haben sich nun auch andere gehenkelte Steingewichte eingestellt, davon eines 940 gr, das andere 920 gr, ein drittes, dem aber der Henkel fehlt, 870 gr wiegt, während ersichtlich alle drei vor ihrer Abnutzung ein- und dasselbe Normalgewicht darstellten, vermutlich das doppelte der ptolemäischen Mine von 491 gr = 982 gr, wobei „ptolemäisch“ natürlich nicht im chronologischen Sinne zu verwerten wäre, da diese Normen sicher

³⁰⁾ Nouvelles découvertes (Sep. 1924) p. 36—38 u. fig. 35 A—Y.

³¹⁾ L. G. Werner, Découverte de tombes de l'âge du bronze à Riedisheim (Bull. Musée hist. de Mulhouse 1924/25).

³²⁾ Ich habe erstmals meine Entdeckung der Mittelmeergewichte in schweizer Pfahlbauten im „Jahrb. f. lothr. Gesch. u. Alt.“ 1907 ausführlich angezeigt, R. Forrer, Die ägyptischen, kretischen, phoenikischen etc. Gewichte und Maße der europäischen Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit (das Gewicht von Colombier 1892 als „Bleibarren“ in meinen Beitr. z. prähistor. Arch.), doch ist der so oft noch verlangte Separatabdruck längst vergriffen. Auszüge vgl. mein Reallexikon der prähistor., klass. und frühchristl. Alt. (1907) unter dem Artikel „Gewichte“ und neuerdings meine Schrift: Nouvelles Découvertes (Sep. 1924) p. 38—41, wo die Mehrzahl dieser und der neu gefundenen Gewichte abgebildet ist.

schon früher irgendwo bestanden haben. Im Elsaß scheint, nach abgewogenen Bronzen zu schließen, die phönikische Mine von 727 resp. 735 gr besonders üblich gewesen zu sein, wie sie vorliegt in dem Gewicht von Auvernier und in dreien von Wollishofen. Gewiß stehen wir da erst am Anfang einer neuen Wissenschaft, aber die Indizien sind doch zu offensichtlich, als daß man noch von bloßen Fischernetzgewichten sprechen dürfte oder mit numismatischen Erwägungen diese Sache abtun könnte, während es sich um Objekte aus scharf umschriebenen Ansiedlungen handelt, die 500 bis 1000 Jahre vor der Münzprägung liegen!

Es ist klar, daß mit dem Auftreten des Metalles Wa g e u n d G e w i c h t sich aufdrängen mußten, zunächst für die Kupfer- und Goldbarren, dann auch für Zinn, Silber, Bronze, Blei. Daß tatsächlich schon die europäischen Kupferbarren der Kupferzeit (in Gestalt von Doppelbeilen) auf bestimmte Gewichte ausgewogen waren, habe ich bereits in der oben erwähnten Gewichtsarbeit von 1907 gezeigt³³⁾. Von da war nur ein kleiner und durch die Natur vorgezeichneter Schritt zur Formengabe der Armringe, Beile usw. in bestimmten Gewichtsabstufungen, wenn es uns auch oft bei der Vielheit der im Laufe der Zeit zur Anwendung gelangten Minen schwer ist, immer die entsprechende Norm mit Sicherheit festzustellen. Daß man aber nicht bloß goß und dann erst abwog, sondern auf bestimmte Gewichte hin, wenn nicht alle, so doch viele Gegenstände goß, geht unwiderleglich aus vielen Ringgewichten u. dgl. hervor und wörtlich aus dem von meinem Sohne Dr. Emil Forrer unter den Boghaz-Köi-Keilschriften entdeckten Text, wo es heißt (No. 2473): „Wenn mein Herr sein Ohr leihen will meinem Wort, so widme ich ihm ein Ohr vom Gewichte von 10 Schekeln und ein Ohr im Gewichte einer Mine Silbers.“

Auch eine andere von Süd nach Nord vorgedrungene Erscheinung tritt im Gefolge neuerer Funde im Elsaß immer schärfer in die Erscheinung: Die spätbronzezeitlichen bzw., nach andern Chronologiesystemen, frühhallstattischen Brandgräberfelder mit linearverzierten Urnenbeigaben, wie sie in der Hauptmasse den jüngsten Pfahlbausiedelungen der Ost- und Westschweiz und Savoyens eigen sind. Im Elsaß sind als neue und bedeutende Fundstellen zu Tagolsheim im Haut-Rhin und Wingersheim³⁴⁾-Donnenheim im Bas-Rhin hinzugetreten: Achenheim³⁵⁾, Mundolsheim, Runzenheim, Lingolsheim, so daß jetzt diese Kultur nicht mehr wie früher als vereinzelte Erscheinung gelten kann. Sie zieht sich außerdem rheinabwärts über die Rheinpfalz bis in die Kölner Gegend und ostwärts bis nach Schwaben.

Dem Mülhauser Museum sind durch Vermächtnis von M. Mieg allerlei interessante bronze- und hallstattzeitliche Einzel- und Depotfunde zugekommen, die L. G. Werner in verschiedenen statistischen, das Oberelsaß betreffenden Arbeiten heranzieht. Besonders wichtig ist, wenn die Provenienz sicher, ein ganzer Fund italischer Bogen- und

³³⁾ Auszug vgl. mein „Reallexikon“ p. 78, 79 Artikel „Barren“.

³⁴⁾ Vgl. „Anzeiger f. els. A.“ 1913 No. 20, Museogr. v. 1914 Abb. 104, 105, „Nouv. Découvertes“ 1924 pl. VII.

³⁵⁾ Anzeiger 1914 p: 440, 441.

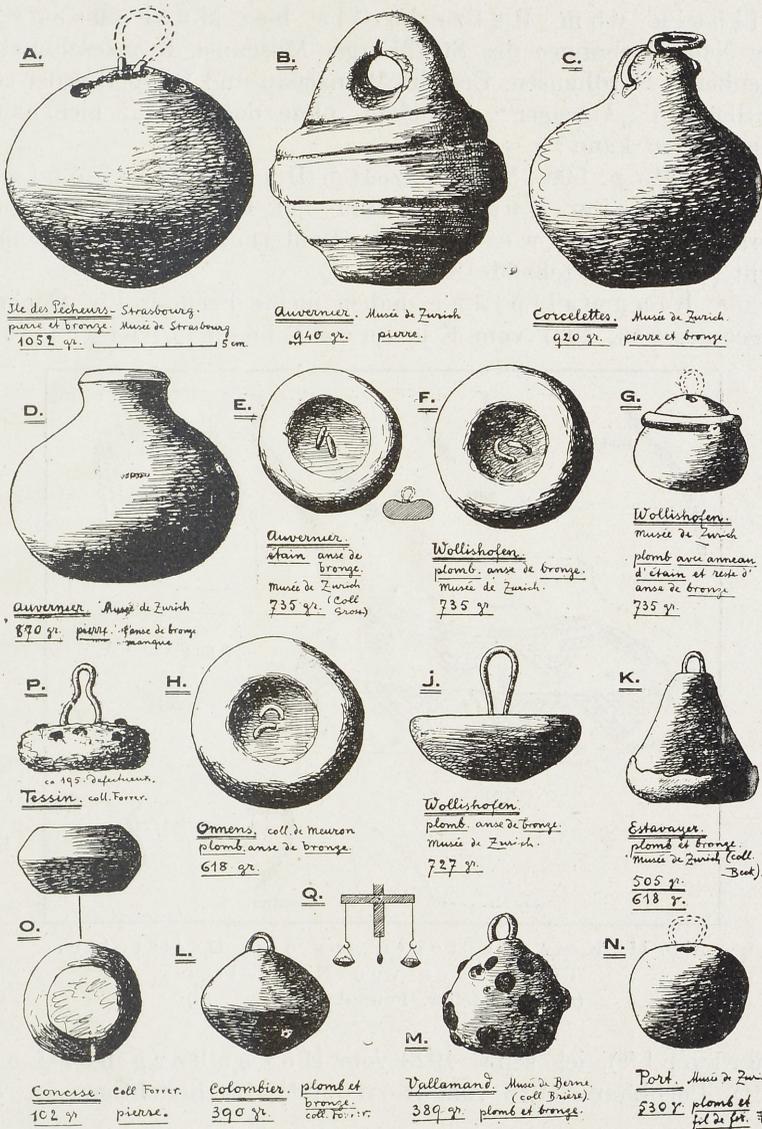


Abb. 10. Wiege-Gewichte der Bronze- und ersten Eisenzeit aus dem Elsaß (Fig. A von der Fischerinsel bei Ostwald-Strasbourg) und aus Schweizer Pfahlbauten (Fig. B-P).

A aus Stein mit fehlendem Bronzehenkel, 1052 gr. schwer, entspricht zwei ägyptischen bzw. italischen Minen à 546 gr. = 1092 gr. Dieselbe Mine enthalten im Bleigewicht N (mit fehlendem Eisenhenkel) von 530 gr. — Die phönikische Mine von 728 gr. enthalten im intakten Gewicht J von Wollishofen, 727 gr. schwer, und im Gewicht G aus Blei, das nachher durch den umgelegten Zinnring auf die 735 gr. erhöht worden ist, die in den zwei Gewichten E und F wiederkehren. Auch das 389 gr. schwere Bleigewicht Fig. M scheint ursprünglich dessen Hälfte dargestellt zu haben (= 364 gr.), dann durch eingeschlagene Bronzenägel auf ein anderes Gewicht eingestellt worden zu sein. Das gleiche Mittel ist bei dem defekten Bleigewicht Fig. P angewendet. — Das Bleigewicht von Onnens Fig. H mit seinen 618 gr. entspricht genau den 618 gr. der kretisch-äginet. Mine, Fig. K wohl ebenfalls nach Beschwerung durch den Zinnmantel, während Fig. O

$\frac{1}{6}$ darstellt.

Kahnfibeln vom Ratzedörfle bei Mülhausen³⁶). Einschlägige Neuerwerbungen des Straßburger Museums, Bronzeschwerter usw. von Meienheim, Nordhausen, Erstein, Wanzenau und Rappoltweiler sind verschiedentlich im „Anzeiger“ vermeldet, ohne daß darauf hier näher eingegangen werden kann³⁷).

Zu dem 1915 p. 506—510 publizierten Hallstatt-Töpferofen bei Marlenheim-Fessenheim hat F. A. Schaeffer neuerdings eine Parallele bei Nehweiler nahe Lauterburg ausgegraben und veröffentlicht (vgl. untenstehende Abb. 11)³⁸).

Neue Ringwallpläne haben meine Freunde Ch. Goehner und F. Jaenger gegeben, 1921 vom Kleinen Ringelsberg³⁹, 1923 vom

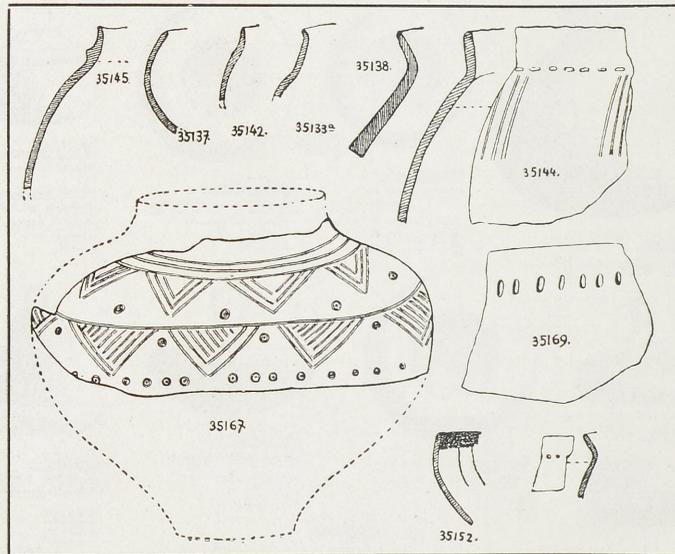


Abb. 11. Keramikproben aus dem Hallstätter Töpferofen von Nehweiler (nach Schaeffer, Four de potier . . .“).

Purpurkopf⁴⁰), ich selbst 1923 vom Hexenberg bei Leutenheim⁴¹), Poehlmann 1918 vom Donon⁴²). Zu berichtigen ist, daß die

³⁶ L. G. Werner, L'âge du fer dans le Sud de l'Alsace (Bull. Arch. 1920 u. Sep.). Von demselben auch: Instruments de cuivre et dépôts de l'âge du bronze en Alsace (Bull. arch. 1923), Elsässische Bronzezeitfunde im Histor. Museum von Mülhausen (Bull. Soc. Ind. Mulh. 1917).

³⁷ Vgl. meine Notizen Anzeiger 1914 p. 439—441, 1917 p. 835—837, 1918 p. 886—889, 1920 p. 1151—1153.

³⁸ F. A. Schaeffer, Un four de potier hallstattien à Nehwiller (Cahiers-Anzeiger f. els. A. 1923 p. 77—84).

³⁹ Ch. Goehner, F. Jaenger, Der Ringwall auf dem Kleinen Ringelsberg (Cahiers, 1921 p. 1242—1246).

⁴⁰ Ch. Goehner u. F. Jaenger, Der Ringwall auf dem Purpurkopf bei Grendelbruch (Cahiers 1923 p. 84—88).

⁴¹ Nouvelles Découvertes (Sep. 1924) fig. 51.

⁴² F. Poehlmann, Grabungen auf der Hohen Donne, Germania 1918 p. 89 ff.

von Poehlmann dort gefundenen steinernen „Votivbrote“ nichts anderes sind als bronzezeitliche Mühlsteine, wie ich selbst weitere dieser Art an Ort und Stelle bei eigenen Grabungen zusammen mit bronzezeitlichen Topfscherben gefunden habe. — Ich streife hier das Gebiet der Ringwälle nur flüchtig, weil ich das große von mir gesammelte Material bald (Ende 1925) in seiner Gesamtheit zu besprechen gedenke. Ebenso lasse ich viele Funde der Bronze- und Eisenzeit beiseite, weil F. A. Schaeffer als zweiten und dritten Band seiner Hagenauer Museumspublikationen die Nesselschen Grabhügelfunde der Bronzezeit noch gegen Ende des Jahres 1925 herauszugeben gedenkt, 1926 die Hallstattfunde und dabei auch die übrigen Funde des Elasses heranziehen wird.

Im Elsaß ist die Übergangsepoche von der Hallstatt zur La Tènezeit zwar reich vertreten aber ziemlich verschwommen, als ob kein brüsker Übergang stattgefunden, vielmehr hier an Ort und Stelle die Hallstattkultur sich ziemlich allmählich in die Tènekultur umgewandelt habe. Man findet die bekannten im Elsaß so häufigen Armringe mit starken Kugelenden in späthallstädtischen und auch noch in frühen Tènegräbern⁴³⁾, auf einem hohlen Halsring ganz hallstädtischer Form sieht man bereits das für die frühe Tènezeit so charakteristische Blutemail⁴⁴⁾. So mag das Elsaß nahe oder gar mit am Ursprungsherd der keltischen Kultur liegen.

In diese Übergangsepoche von Hallstatt zu La Tène gehört auch der von mir 1921 beschriebene Fund eines vierrädrigen Totenwagens aus einem Grabhügel bei Ohnenheim (Abb. 12)⁴⁵⁾. Pferdetransport und etwas anderes Zaumzeug lagen vorn beigegeben, aber keine Spur der Pferde selbst. Der Tote lag neben dem Wagen, hinter diesem der enthauptete und kopflose Sklave, der im Jenseits den Lenkerdienst versehen sollte. Der Wagen ist von mir 1923 mit Mitteln der Pasteurausstellung rekonstruiert worden. Er besteht aus einem rechteckigen Kasten mit durchbrochen gegossenen Bronzeinlagen, eisernen Rasselringen an den Seiten und vier Bronzeknebeln zum Festhalten des Baldachins. Innen war der Wagen mit Fell belegt und in der Mitte stand ein hölzerner, höchst eleganter Thronsessel mit Bronzegarnitur. Die Räder waren auffallend dünnrandig und hatten eiserne und bronzene Nabenverschalung. Kunstvoll in Hohlguß gefertigte Bronzebüchsen hielten Achsen und Obergestell zusammen und verbanden die Deichsel mit der Vorderachse, boten zugleich hinten dem zu Fuß dem Wagen folgenden Lenker Handhaben zum Dirigieren des Wagens, wenn er Kurven beschreiben sollte (daher das hinter dem Wagen gefundene Sklavenskelett). Fahrversuche, die wir mit der Rekonstruktion machten, haben die tatsächliche Brauch- und Lenkbarkeit ergeben. Es handelt sich anscheinend um einen keltischen Priester- und Kultwagen der Zeit um 500—400 vor Chr.

⁴³⁾ Vgl. dazu auch meine Veröffentlichung der Grabhügelfunde von Nordhausen (Anzeiger 1912 p. 288 ff.), L. G. Werner, Tumulus et tombes de Hallstatt — La Tène près l'île Napoléon (Bull. Mus. hist. Mulh. 1923).

⁴⁴⁾ K. S. Gutmann, Frauengrab aus der Archäo-Tènezeit zu Dornach im Oberelsaß (Anzeiger f. els. A. 1909 p. 26—28).

⁴⁵⁾ R. Forrer, Un char de culte, à quatre roues et trône, découvert dans un tumulus gaulois à Ohnenheim (Alsace) (Cahiers d'Arch. 1921 p. 1195—1243 u. Separat etwas erweitert).

Von neuen Funden aus dieser Übergangsepoche (Archäo-Tènezeit) und der anschließenden Früh-Tènezeit sind Skelettgrabfunde von Forstfeld⁴⁶⁾, Blaesheim-Glöckelsberg⁴⁷⁾ und Pfastatt-Lutterbach⁴⁸⁾ zu erwähnen, die Halsringe mit S-Ornamenten und roten Pastenauflagen enthielten und den Reichtum unserer Bevölkerung in dieser Zeit erneut bezeugen.

Es ist die Ära, während welcher sich in Gallien das gewaltige Arvernerreich bildete, das nach Strabo sich von den Grenzen der

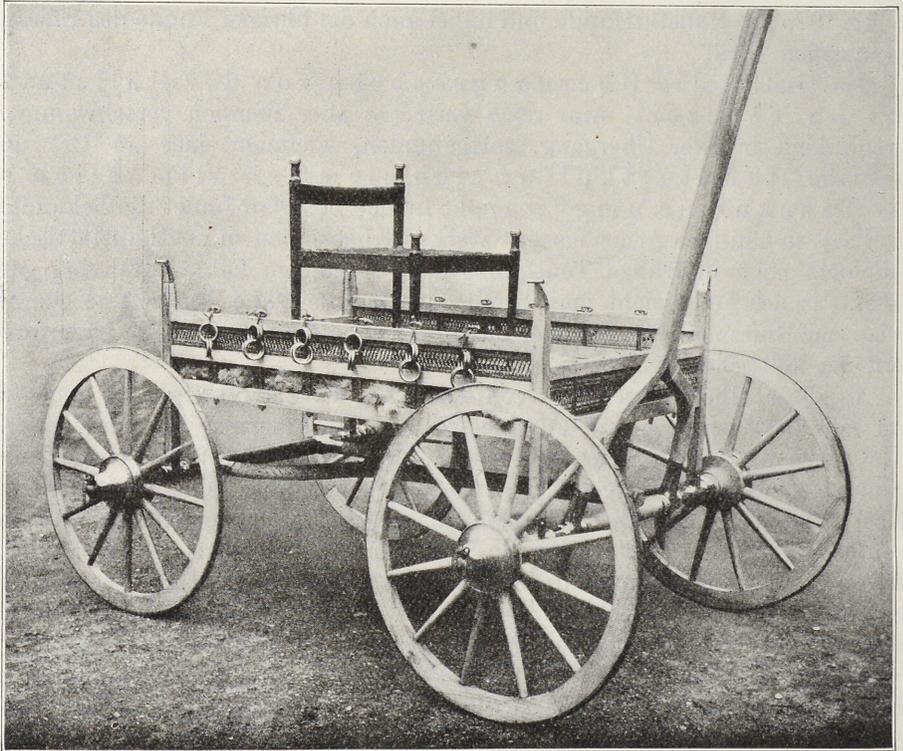


Abb. 12. Rekonstruktion des keltischen Wagens mit Thronsessel aus dem Grabhügel von Ohnenheim (nach Forrer „Un char de culte à quatre roues“).

Massilier und vom Ozean „bis an den Rhein“ erstreckte. Hier also ist ausdrücklich der Rhein als Grenzscheide des großen Gallischen Reiches bezeichnet. Es ist nun interessant, ich habe darauf schon in meiner „Keltischen Numismatik der Rhein- und Donau-

⁴⁶⁾ Nouvelles découvertes p. 57, 58. Beachtenswert die auf dem Ring aufgesetzten drei Reliefschlangen, wie sie ähnlich auf dem großen Nordhausener Halsring und auf mehreren andern Ringen der Hagenauer Gegend, aber auch in Baden wiederkehren. Hr. F. A. Schaeffer wird darauf in seiner oben angezeigten Arbeit zurückkommen.

⁴⁷⁾ R. Forrer, Früh-Tènegräber bei Blaesheim am Glöckelsberg (Anzeiger 1919 p. 983—985).

⁴⁸⁾ L. G. Werner, Früh-Tène-Grab zwischen Pfastatt und Lutterbach (Anzeiger 1913 p. 416, 417).

lande“ hingewiesen, ⁴⁹⁾ daß diese Rheingrenze des Arvernerreiches sich mit der erwähnten nordwärtigen Verbreitung der ältesten Arvernermünzen auffallend deckt. Und zwar reicht sie nordwärts von Basel rheinaufwärts über Stein am Rhein bis zum Bodensee (Bregenz), deckt sich also hier mit der Nordgrenze des römischen Helvetien, woraus man wohl schließen darf, daß in jener Frühzeit das helvetische Gebiet politisch dem Arvernerreiche angeschlossen war. Wie weit dies Reich von Basel aus rheinabwärts, d. h. gegen Norden zu, das linke Rheinufer beherrschte, wissen wir noch nicht genauer, jedenfalls aber gehörte dazu noch das Elsaß (vielleicht auch die Pfalz), wie dies der Gamshurster Schatzfund von Philipper Goldstateren der Erstzeit und andere Anzeichen dartun, darauf ich soeben in meiner Arbeit über die im Elsaß gefundenen gallischen Münzen eingehender hingewiesen habe ⁵⁰⁾.

Dabei scheinen nun, wie ich dies in der eben erwähnten Arbeit ausführlicher dargetan und es übrigens vor Jahren schon anderwärts angedeutet habe, in der Einbeziehung dieser Rheinufer in das Arvernerreich die rheinischen Flußgoldgründe eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Diese ziehen oder zogen sich ⁵¹⁾, wie aus den alten Aufzeichnungen, Urkunden, Geländenamen usw. hervorgeht, beiderseits der heutigen Rheinufer ungefähr von Breisach bis Selz, aber auch noch weiterhin rheinabwärts gegen Speyer. Und wie im Mittelalter die Bistümer von Straßburg und Speyer eben deswegen von links des Rheins auf das rechte Ufer hinübergriffen, so wird es auch in der Zeit gewesen sein, da das Arvernerreich seine größte Machtausdehnung hatte und natürlich die so naheliegenden Rheingoldgründe des badischen Ufers als zu seiner Machtsphäre gehörend betrachtet haben wird. Die Goldstaterfunde vom badischen Ufer, in erster Linie jene von Gamshurst, dann auch der von Goldscheuer, bilden dahinzielende beachtenswerte Hinweise. Es ist auch sicher nicht bloß Zufall, daß hier gerade längs des Rheinlaufes die meisten Funde prähistorischer Goldgegenstände lagern. Zusammen mit den vorrömischen Goldwäschereien von Aare und Emme in der Schweiz (und denen der Salasser in den Alpen) müssen diese elsässischen und badischen Goldgründe einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zu dem Goldreichtum der Arverner geliefert haben, wie er sich in den Aufzeichnungen der antiken Schriftsteller und in den Funden dokumentiert.

Gegen Ende des II. Jahrhunderts v. Chr. hat sich dann dies Arvernerreich in mehrere von ihm unabhängige Volksgruppen aufgelöst, indem die Helvetier der Schweiz, die Aeduer Westgalliens usw. sich von jener Oberherrschaft emanzipierten. Auch das Elsaß mit Sequanern und Mediomatrikern muß sich damals losgelöst haben und ebenso dürfte vermutlich in jener Zeit die große Treverer Volksgemeinschaft entstanden sein, die nach Caesar IV 10 bis an den Rhein reichte, hier allerdings in der Folge durch germanische Einwanderer, Triboker, Nemeter und Vangionen beschnitten

⁴⁹⁾ R. Forrer, Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande (Straßburg 1908) p. 303.

⁵⁰⁾ Forrer, Les monnaies gauloises ou celtiques trouvées en Alsace (Bull. Soc. Industrielle de Mulhouse, 1925 und Separat).

⁵¹⁾ Die Rheinregulierung hat sie zerstört.

wurde. Neuerdings hat sich ein interessantes kleines Denkmal dieser Treverer Herrschaft am Rhein gefunden, in Selz ein Bleiabschlag mit Abdrücken zweier Treverer Goldmünzen, davon der eine nach dem Stater des Pottina, der andere vom Prägestempel eines bisher unbekanntes Staters mit dem Namen CANNICCVS abgepreßt ist ⁵²⁾.

Auch sonst geben die im Elsaß gefundenen Keltmünzen, wie ich sie soeben statistisch zusammengestellt habe, mancherlei Andeutungen über die vorrömischen Verhältnisse des Landes zu der Zeit, da keltische Vorherrschaft mit germanischer und diese mit römischer rangen. Man darf nur nie vergessen, daß wie in der Archäologie so auch in der keltischen Numismatik noch vieles unklar ist, weil es oft an genügendem Material mit gesicherten Fundorten fehlt und gerade für die genannte Epoche die vielen damaligen Völkerverschiebungen die Aufgabe der volklichen Zuweisung besonders erschweren. Trotzdem wird man mehr als dies bisher geschehen ist, in archäologischen Kreisen den keltischen Münzen Beachtung und Verwertung schenken müssen, denn sie vervollständigen das archäologische Fundinventar doch in einer noch immer nicht genügend gewürdigten Fruchtbarkeit. Gewiß sind viele Typen im Ursprung verrohte Nach- und Umbildungen eines fremden klassischen Münzbildes, aber in der Umbildung prägt sich schließlich doch der bodenständige, je nach der Gegend variierende Stil aus und wie man von einer *interpretatio romana* der griechischen Vorbilder spricht, so kann man auch bei den gallischen bzw. keltischen Umbildungen von einer *interpretatio gallica* und schließlich, bei den Geprägten, wo germanische Völker hineinspielen, von einer *interpretatio celto-germanica* sprechen: Das in der Nachprägung von der griechischen Biga allein übrig bleibende eine Pferd ist dieselbe gallische *Pferdegottheit*, die im Tempelschatze von Neuvy-en-Sullias als große Bronzestatue eines Pferdes neben großen Eberstatuen u. dgl. auftritt. Wenn dies Pferd am Mittelrhein auf keltisch-germanischem Kleinsilber in eigenartiger Umbildung wiederkehrt, wird man vermuten dürfen, daß diese *Pferdegottheit* auch dort bekannt war und verehrt wurde. Wenn in Nordostgallien und bis an den Mainzer Rhein Münzen vorkommen, die speziell ein rückwärts blickendes Pferd aufweisen, so wird man darin einen Hinweis erblicken dürfen, daß in jenen Gebieten die *Pferdegottheit* in dieser speziellen Form verehrt wurde und damit wird (wie ich dies schon früher gezeigt habe) auch das Osthofener Bronzepferdchen mit rückwärts blickendem Kopf in Zusammenhang zu bringen sein ⁵³⁾. — Die in den gleichen Zentren auftauchenden und sicher auch irgendwo dort geprägten Silbermünzen mit dem Bilde des tanzenden oder hockenden *Cernunnos* deuten an, daß diese *Gottheit* auch am Rhein verehrt wurde. Es liegt nahe, daß wie dieser einen *Torques* schwingt, so auch die auf den Regenbogenschüsselchen auftretenden Zeichen wie *Torques*, *Hirschkopf*, *Schlange* usw. mit diesem oder einem ähnlichen einheimischen Gotte in Zusammenhang zu bringen sind.

⁵²⁾ Vgl. dazu meine unter Anm. 50 erwähnte Schrift über die im Elsaß gefundenen gallischen Münzen.

⁵³⁾ Ebenso auch die gewissermaßen rückwärts blickenden *Pferdeköpfe* der Gürtelhaken der Hackenheimer Gräber; vgl. Behrens, *Denkmäler des Wangionengebiets* (1923) Abb. 49 und verwandte aus Straßburg.

Nach der relativ geringen Zahl figürlicher Darstellungen auf keltischem Bronzegerät könnte man leicht verführt sein, unseren einheimischen Künstlern dahin zielende Fähigkeiten abzusprechen, wenn nicht eben die Münzen uns vom Gegenteil überzeugten⁵⁴). Auch das Auftreten von Beischriften (vgl. das oben genannte Beispiel von Selz) zeigt, daß wir unsere Bewohner der Mittel- und Spätzeit nicht unterschätzen und nicht bloß nach den schriftlosen Grabbeigaben als Leute ohne jegliche Schriftkenntnisse taxieren dürfen. Wie Caesar bei den Helvetiern schriftliche Mannschaftsverzeichnisse fand, so wird man ähnliche Kenntnisse auch für die anschließenden Rheinkelten annehmen dürfen. Das Zuströmen germanischer Völker niederer Kultur mag allerdings rasche Fortentwicklung hier oft gehemmt haben, doch hat im Elsaß stets die gallische Frau den germanischen Fremdling bald der verfeinerten westlichen Kultur anzupassen gewußt.

Wie im 30jährigen Krieg infolge Auswanderung und Tod viele bis dahin blühende Gebiete Ödland wurden, Kunst und Industrie zurückgingen, Bergwerke aufgegeben wurden, so scheint auch im Elsaß im Gefolge der Cimbern- und Teutonenzüge und des nachfolgenden Germanendruckes allerlei Abwanderung stattgefunden zu haben und damit Verödung vieler Äcker und der Goldwäschereigründe eingetreten zu sein. Tatsache ist jedenfalls, daß in den elsässischen Funden der mittleren Tènezeit der frühere Reichtum eine merkbliche Abnahme zeigt, die sich zur spätern Mittel- und Spättènezeit zu förmlicher Armut steigert. Aber eben in der erwähnten teilweisen Abwanderung und Entvölkerung des Landes sehe ich auch eine der Ursachen, daß die Triboker und dann die Sueven Ariovists so ohne große Schwierigkeiten das Elsaß in Besitz nehmen konnten⁵⁵). Es müssen damals, wie auch im Badischen, zahlreiche Äcker brach gelegen haben, die der Bearbeiter harreten, dergestalt, daß die ersten tribokischen Einwanderer sicher nicht unwillkommene Hilfskräfte waren — geradeso wie ja auch bei den Sequanern die ersten Germanentruppen geradezu als willkommene Hilfstuppen ins Land gezogen wurden. — Die Sache hat dann allerdings rasch durch Ariovists Willkür, durch den übermäßigen Zuzug neuer Germanenscharen und ihre Plündereien, ein anderes Gesicht angenommen, doch dies ist ja aus Caesars B. G. genugsam bekannt.

Mit Caesars Sieg über Ariovist wurden die Sueven aus Sequanien bzw. aus dem Oberelsaß herausgeworfen und so dies Land den Einheimischen voll zurückgegeben, während die Triboker im Unterelsaß ihre Sitze behalten durften. Es wäre eine interessante Doktorfrage, den Ursachen dieser so verschiedenen Behandlung näher nachzugehen, denn des Grenzschutzes gegen die rechtsrheinischen Germanen bedurfte schließlich das Oberelsaß so gut wie das Unterelsaß; es wären also, wollte man sich der im Lande angesessenen Germanen als Grenzschützer bedienen, die im Oberelsaß festgesetzten (oder zum mindesten ein Teil derselben) ebenso dienlich gewesen wie die im Unterelsaß angesiedelten. So liegt meines Erachtens die wahre Ursache der verschiedenen Behandlung wohl in andern und soeben

⁵⁴) Vermutlich werden später einmal auch mancherlei zur Zeit noch als kaiserzeitlich geltende Bronzestatuetten und Steinreliefs sich als älterzeitlich erweisen. Ich denke da beispielsweise an manche Dispater-Statuetten, aber auch an manche stilistisch noch besseren Bildwerke.

⁵⁵) Über neuere Spättène-Gräberfunde vgl. „Nouvelles découvertes“ p. 60.

angedeuteten Vorbedingungen: Im Unterelsaß relativ stärkere Abwanderung der Mediomatriker nach Westen (Lothringen) und Süden (Oberelsaß), daher hier ein stärkeres Freiwerden größerer Anbauflächen als im Oberelsaß, das überhaupt nach allerlei Funden, insbesondere nach der Streuung der gallischen Münzen zu schließen, damals noch ungleich reicher und stärker bewohnt war als das Unterelsaß. Im Oberelsaß scheint die Südwärtsabwanderung keltischer Bewohner des Unterelsaß und der Zuzug keltischer Bewohner aus dem rechts- und linksrheinischen Helvetien (vgl. den alten Namen von Ehl Helvetus) eine so genügende Volksmenge gesichert zu haben, daß schon der erste Ariovistische Suebenzuzug eher als Last empfunden wurde als in dem stärker entvölkerten Unterelsaß die Zuwanderung der Triboker. Zudem scheinen diese anpassungsfähiger gewesen, wohl aus näher gelegenen halb keltischen Gebieten zugewandert zu sein, als die von weiter nordwärts hergekommenen Ariovistsueben — wie ja auch nach 1870 der Süddeutsche sich hier rascher akklimatisierte und einbürgern konnte als der Norddeutsche. Der Umstand, daß nicht etwa Ehl, Straßburg oder das Vogesenhinterland mit Odilienberg, Donon, Zabern, sondern Brumath Hauptort der Civitas Tribocorum war, zeigt, wohin die tribokische Einwanderung ihren Weg genommen und wo sie ihr Zentrum hatte, zugleich auch, wo andererseits eher die keltischen Bewohner unvermischt mit germanischem Blut sitzen geblieben sind. Gerade aber weil die tribokische Einwanderung im Unterelsaß nur eine friedliche, von der einheimisch-keltischen Bevölkerung geduldet gewesen sein kann, muß angenommen werden, daß auch in jenem Tribokergebiet der einheimische keltische Prozentsatz noch ein nicht unwesentlicher geblieben war. Es fehlt denn auch in römischer Zeit nicht an allerlei inschriftlichen und bildlichen Zeugnissen, die uns hier über den Anteil der keltischen Bewohner, aber auch nicht an solchen, die uns über den germanischen Zusatz belehren.

VI.

Die römische Zeit.

Brumath hat auch in römischer Zeit seine Bedeutung als Hauptort eines Landkreises behalten, wie dies besonders die vielen und schönen Funde nahelegen, welche erst Ad. Riff, dann F. A. Schaeffer in der Brumather Nekropole von Stephansfeld gehoben und veröffentlicht haben⁵⁶⁾. Es sind Brandgräberfunde des I. Jahrhunderts, die von beiden Autoren sorgfältig Grab für Grab besprochen und abgebildet werden. Dabei ist viel sogenannte „belgische“ Ware, wozu aber zu bemerken ist, daß neuerdings sich bei Vertault eine Fabrik solcher Ware gefunden hat, die ziemlich südlich der alten Belgica, nämlich im französischen Departement Côte d'Or liegt⁵⁷⁾. Auch Reste von Gesichtsurnen haben sich in diesen frühromischen Gräbern gefunden, was mich erneut in dem Gedanken bestärkt, daß ihr starkes Auf-

⁵⁶⁾ A. Riff, „Ein frühromisches Gräberfeld in Stephansfeld bei Brumath (Anzeiger 1912 p. 232–242 u. 270, 271). F. A. Schaeffer, La nécropole galloromaine de Stephansfeld-Brumath (Cahiers 1923 p. 124–138, 1924 215–224).

⁵⁷⁾ Vgl. H. Lorimy, Rapport sur la découverte faite à Vertillum (Vertault, Côte d'Or) d'un important dépôt de poteries à noms gaulois avec nombreux déchets de fabrication im Bull. Arch. 1923 p. 161–174.

treten in den von germanischen Einwohnern und Truppen belegten Gebieten (Belgien, Rheinland, Süddeutschland) eben mit germanischen Anschauungen und letzten Endes mit den nordgermanischen Gesichtsurnen zusammenhängt. Ihr starkes Auftreten im Tribokergebiet Straßburg-Brumath möchte ich hier speziell auf den oben berührten Einfluß der tribokisch-germanischen Einwanderer zurückführen.

Straßburg hat aber infolge seiner strategisch wichtigeren Lage Brumath rasch und zwar schon von dem Moment an überflügelt, wo hier unter Augustus ein Legionslager errichtet worden ist bzw. dieses ein älteres kleineres, wohl drusianisches Erdlager abgelöst und wo vorher schon eine Ansiedlung bestanden hat, deren Reste fast ohne Unterbrechung bis in die Steinzeit zurückreichen. Ich habe im „Anzeiger f. els. Alt.“ im Laufe der Jahre alle Materialien zusammengestellt, die dem Studium des römischen Straßburg als Unterlage dienen können und demnächst (1926) in Buchform und durch zahlreiche Ergänzungen und Abbildungen erweitert herauskommen⁵⁸⁾. 1923 erschienen im „Anzeiger“⁵⁹⁾, durch spätere Tafeln ergänzt⁶⁰⁾, meine Faksimiles der in Straßburg und Königshofen gefundenen Legionsziegelstempel (II Augusta, IIII Macedonica, VIII Augusta, XIII Gemina, XXI Rapax, XXII Primigenia usw.); nicht zu vergessen der spätrömischen, I Martia, XII Victrix (bis dahin unbekannt)⁶¹⁾ usw., und der frühchristlichen mit Alpha et Omega und abschließend jene mit dem Stempel des Bischofs Arbogast. — Auch die Lage der Legionsziegeleien ist nunmehr gesichert: bei der Karthause am Westausgang des heutigen Königshofen. — Dann folgten in den weiteren Lieferungen meine Untersuchungen der vier Fronten des heute fast ganz über der Erde verschwundenen römischen Mauerringes von Argentorate, verbunden mit einer Übersicht über die gewonnenen Resultate⁶²⁾. Aus der Fülle hebe ich nur einige von allgemeinerem Interesse hervor: Man gab bisher dem spätern Kastell Straßburg abgerundete Ecken; es zeigt sich, daß es an den vier Ecken mächtige Rundtürme trug. Als Turmdistanz hatte man seit Jahrhunderten mit 44 bis 50 m gerechnet; es ergibt sich, daß zwischen jedem bisher angenommenen Turm noch ein zweiter saß, die Turmdistanz also nur die Hälfte betrug. An einem nordwärts der Spießgasse gelegenen

⁵⁸⁾ R. Forrer, Das römische Straßburg, Argentoratum.

⁵⁹⁾ Die Ziegel und die Legionsstempel aus dem römischen Straßburg, Anzeiger 1913, Taf. I—V u. fig. 16.

⁶⁰⁾ Anzeiger 1915 fig. 109, 110, 152 u. Taf. XIX, XXVIII, 1919 Taf. XIII.

⁶¹⁾ R. Forrer, Ein Ziegelgrab mit Stempeln einer bisher unbekanntes Legion, XII Victrix, aus Königshofen (Anzeiger 1915 p. 513 bis 520).

⁶²⁾ Neue Materialien zum nordöstlichen Stadtmauerring des römischen Strassburg (Anzeiger 1913 p. 388—399, 421—431, 1914 p. 448—473), ... zum westlichen Mauerring (Anz. 1915 p. 520—587, 595—625), südlicher etc. (p. 625—678), Résumé (679—686). Auszüge, soweit sie die Strassburger Befestigungen römischer und späterer Zeit umfassen, findet man in meinem 1920 bei Anlaß des Congrès archéologique de France in der Straßburger Universität gehaltenen Vortrag: Les enceintes romaines et du moyen-âge de Strasbourg (Paris 1923) und in Jules Toutains Résumé Notes sur l'Alsace gallo-romaine, in seiner Zeitschrift Pro Alesia 1920.

Orte, an dem wir niemals ein Tor gesucht hätten, haben wir Reste eines unbekanntes Stadttore gefunden. Kleinere Ausfalltörchen scheinen in bzw. neben den großen Ecktürmen gelegen zu haben. Die Türme waren nach gallischer Art mit Holzbalkenrosten durchzogen, dies um sie gegen Sturmböcke widerstandsfähiger zu gestalten. Es haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Wallkonstruktionen in der Peripherie abgelöst: Holz-Erdwällen mit Spitzgräben ist eine Basaltmauer, dann eine Mauer mit Ziegelbanddurchschuß, schließlich eine dicke Füllmauer mit den erwähnten Rund- und Halbrundtürmen gefolgt. Über eine Menge anderer Details geben die erwähnten Artikel und das angezeigte Werk über das römische Straßburg genaueren Bescheid. 1919 haben Bauarbeiten an der Brandgasse No. 3 neue Spuren der eben zitierten verschiedenen Mauerringe zutage gefördert und zugleich einen bisher nicht zutage getretenen Halbrundturm freigelegt, den ich auf Grund der neuen Turmdistanz schon 1913 und 1916 hypothetisch in meine damaligen Kastellplanrekonstruktionen eingetragen hatte. Er hat sich genau an dem von mir vorgesehenen Punkte gefunden und zwar an einem Punkte, wo nach den früheren Plänen die Existenz eines Turmes ausgeschlossen gewesen wäre⁶³). Er ist zugleich das einzige noch greifbare Zeugnis von der ganzen Nordfront (zugleich wichtiger Meßpunkt für zukünftige Forschungen) und deshalb von der französischen Regierung im Untergeschoß des Baues verständnisvoll konserviert worden.

Diesen Untersuchungen stellten sich zur Seite andere über die römischen Gräber und Friedhöfe um Straßburg und über die Münzschatzfunde in ihrem Verhältnis zur Geschichte des römischen Straßburg, insbesondere zu den verschiedenen Germaneneinfällen⁶⁴). Dabei habe ich als neues Mittel zur Eruiierung lokalgeschichtlicher und topographischer Fakten statistische Kärtchen eingestreut, welche die Verteilung der Graffiti, der Rädchensigillaten, der Münzschatzfunde, Gräber usw. betreffen.

1917 folgte eine Behandlung der Reste von vier Kaiserstatuen im römischen Straßburg, 1918 wurden die Spuren römischer Wasserleitungs- und Brunnenanlagen, Thermen, Villen und Wirtschaften in Straßburg besprochen; 1919 römische Mühlen-, Töpferei- und Handelsbetriebe, Metallwerkstätten und Waffenfunde in Straßburg, mit immer fast restloser bildlicher Wiedergabe der Waffen- und Rüststücke, der Eisen- und Bronzewerkzeuge, Geräte usw. 1920 wurden die Indizien eines römischen Schlachtfeldes bei Straßburg-Königshofen veröffentlicht, die wir bei ausgedehnten Grabungen 1919 zu finden das Glück hatten: Teile römischer Reiterhelme aus Eisen und Bronze, römischer und germanischer Waffen, von einem

⁶³) R. Forrer, Jüngere, ältere und älteste Römermauer und ein neuer römischer Halbturm Brandgasse 3 zu Straßburg (Anzeiger-Cahiers 1921 p. 1264—1276).

⁶⁴) R. Forrer, Die Gräber und Münzschatzfunde im römischen Straßburg (Anzeiger 1916 p. 730—810).

Schuppenpanzer, Lanzen, auch ein Pfeilköcherschuh, ein Wurfpeil mit Bleibeschwerung, Hufeisen und eine Signumscheibe mit Adler und der schon bekannten Inschrift OPTIME MAXIME CON, wogegen das im Zugmantelkastell gefundene Ergänzungsstück mit *num er u m o m n i u m m i l i t a n t i u m* hier fehlt. Doch handelt es sich leider ersichtlich nicht um das schon so lange gesuchte Schlachtfeld des Julian, sondern nach Ausweis verschiedener Indizien um einen Kampf, der mit dem Germaneneinfall unter Alexander Severus von 233/234 zusammenhängen dürfte⁶⁵). Diese Feststellungen waren nur möglich, weil hier auf ungewöhnlich großen Flächen (zu Bahnzwecken) Erdabhübe ausgeführt wurden und diese während vieler Wochen unausgesetzt von unserem Museumspersonal und von Freiwilligen und Volontärinnen beobachtet wurden. Sie lassen die Hoffnung zu, daß ähnliche Zufallsarbeiten auch einmal zur Entdeckung der schon lange gesuchten aber bisher noch nicht gefundenen, wenigstens noch nicht gesicherten Schlachtfelder des Julian und desjenigen von Cäsar und Ariovist führen werden.

Nach den in Straßburg gemachten Erfahrungen habe ich mich auch andern Elsässer Römerfesten zugewendet und 1918 neben den Plänen von Horburg und Saarb urg⁶⁶) besonders gründlich das römische Zabern veröffentlicht, nachdem ich vorher nach dem in Straßburg befolgten System durch Kelleruntersuchungen, Ausgrabungen und Heranziehen der vorangegangenen Literatur den Verlauf des Mauerrings und die Türme festgestellt, dazu die Münzfunde und andere Indizien herangezogen hatte, die geeignet waren, die römische Geschichte und Topographie Zaberns aufzuklären⁶⁷). Besonders wichtig war wie in Straßburg so auch hier die Feststellung großer, stark vorspringender Rundtürme in den Ecken des Mauerringes⁶⁸), kleinerer Rundtürme in regelrechten Abständen an den vier Fronten mit besonders engen Interturrien gegen die Feindesseite, eine Verringerung des Stadtumfanges nach den Germaneneinfällen usw. Ich habe im gleichen Werke dann auch versucht, die Entwicklung der verschiedenen Turmformen, ihre verschiedene Stellung zur Mauer und ihre Zeitstellung zu demonstrieren: „Je mehr zur bessern Ausnützung der Geschütze der Turm vor die Mauerfront vorgeschoben wird, desto weiter hinaus schiebt man den Festungsgraben und gibt diesen schließlich des öfters ganz auf. Je mehr im Laufe der Zeit die Germanen als gelehrige Schüler der römischen Kriegskünste sich auch die Kunst der Mauerberennung zu eigen machten, desto stärker baut man die Mauern, desto mehr verringert man die

⁶⁵) Ein römisches Schlachtfeld bei Straßburg-Königshofen (Cahiers-Anzeiger 1920 p. 1158—1174).

⁶⁶) R. Forrer, Neue Pläne der Römerfesten Horburg und Saarb urg (Anzeiger 1918 p. 892—902). Man beachte die enge Verwandtschaft des spätrömischen Kastells Horburg mit dem soeben publizierten Plan des Römerkastells Yverdon (Anzeiger f. Schweiz. Alt. 1924, V. H. Bourgeois, Le Castrum romain d'Yverdon, p. 212—232).

⁶⁷) R. Forrer, Das römische Zabern, Tres Tabernae (Mitt. d. Ges. z. Erh. d. geschichtl. Denkm. Straßburg 1918 u. Separat, mit 87 Textabbildungen u. 19 Tafeln u. Plänen).

⁶⁸) Zur Frage der Bedachung dieser Rundtürme vgl. meinen Aufsatz in der „Germania“ 1918 Zur Frage der Bedachung der spätrömischen Festungstürme in den Rheinländern (p. 73—77).

Turmdistanz und vermehrt man die Zahl der Türme. Schließlich sucht man gegen den immer stärker werdenden Feind erhöhten Schutz durch Verringerung der Torzahl und Höherbau (unter Valentinian I.) der Mauern, Tore und Türme.“ — Zaberns Rundturm-Mauerring ist meiner Ansicht nach gleichzeitig mit Saarburg, Saarbrücken, Bitburg, Jünkerath, Neumagen, Deutz, alle unter Constantin zum Schutz der neuen Hauptstadt Trier entstanden, Zabern als ein Glied in dem Gürtel von Stadtkastellen und Militärkastellen, die den Germanen die Zugangsstraßen zur Hauptstadt verwehren sollten.

Wie in Straßburg, so haben auch in Zabern neuere von uns 1921 verfolgte Grabungen (Banque de France) einen von mir auf Grund der Turmdistanzen erst hypothetisch eingetragenen, bis dahin unbekanntem Rundturm (es ist Nr. VI meines Zaberner Kastellplanes) in ansehnlichen Fundament-Resten entdecken lassen, genau an dem von mir 1918 bezeichneten Punkte der römischen Ostfront. Dabei kamen auch wieder allerlei im Unterbau verbaute römische Bau- und Grabdenkmäler, z. T. mit Inschriften zum Vorschein. Sie kamen in das Zaberner Museum und sind von Konservator Bachmeier in den Zaberner Zeitungen angezeigt worden.

Leider ist 1918 Albert Fuchs gestorben, kurz nachdem er der elsässischen Altertumforschung als Separatabdruck seiner Arbeiten in der von ihm herausgegebenen „Elsässischen Monatsschrift“ ein Résumé über die keltischen und römischen Vogesensiedelungen in den Zaberner Bergen geschenkt hatte⁶⁹). Von diesem eifrigen und belesenen Forscher erwarteten wir noch manchen wertvollen Beitrag. Ihm verdanken wir vor allem die Durchforschung des Wasserwaldes oberhalb Zabern, wo er zahlreiche gallo-römische Hausgrundrisse freigelegt hatte. Oberhalb der „Steige“ waren die Trinkbuden, Herbergen und Stallungen für die Reisenden, Fuhrleute und Gespanne, die über die Zaberner Steige von Metz nach Straßburg und umgekehrt ihren Weg nahmen. Dort war der Ausspann, wo man die Vorspannpferde zurückließ, wenn man von Zabern aus den steilen Paß erklommen hatte. Ausgrabungen, die wir 1920 dort in einem römischen Keller vornahmen, haben gezeigt, daß unter dem römischen Niveau ehemals ein älteres, gallisches, durchzog, daß die gleichen Verhältnisse also hier schon vor der Römerzeit bestanden haben.

Ähnliche gallo-römische Ansiedlungen, wie sie A. Fuchs im Wasserwald bei Zabern freigelegt hat, müssen auch jenen Resten zugrunde liegen, welche Ch. Matthis in der Nähe von Niederbronn in den Wäldern von Taegelsbusch, Hagelsbusch und Hochscheid aufgedeckt hat⁷⁰). Römische Hypokausten hat derselbe um die Erkundung seiner Gegend so verdiente Mann in Niederbronn selbst 1913 signalisiert⁷¹), römische Besiedlungsspuren in der Meinau bei Straßburg

⁶⁹) A. Fuchs, Die Kultur der keltischen Vogesensiedelungen mit besonderer Berücksichtigung des Wasserwaldes bei Zabern (Els. Monatsschrift für Gesch. u. Volkskunde, 1913/14).

⁷⁰) Ch. Matthis, Etablissements gallo-romains entre Reisacker, Taegelsbusch et Hochscheid près de Niederbronn (Cahiers 1921 p. 1246—1248).

⁷¹) Ch. Matthis, Neue Hypokaustfunde in Bad Niederbronn (Anzeiger 1913 p. 417—421).

1914 General Rathgen ⁷²⁾, beim Neudorfer Wighäusel 1917 und 1918 K. Goehner ⁷³⁾, bei E p f i g 1920 E. Stocker ⁷⁴⁾.

Bei letzterer Fundstelle sind auch Reste kleinerer und größerer r ö m i s c h e r W a s s e r l e i t u n g e n zum Vorschein gekommen ⁷⁵⁾. Bei Oberhausbergen und Küttolsheim hat F. Jaenger den Doppelstrang der römischen Wasserleitung K ü t t o l s h e i m - S t r a ß b u r g getroffen ⁷⁶⁾, bei W i w e r s h e i m fand sich eine einfache Rohrleitung gleicher Art, welche vielleicht eine Zweiglinie zur Speisung der altberühmten Gesamtleitung darstellt ⁷⁷⁾.

Eine r ö m i s c h e Q u e l l f a s s u n g mit Votivgaben hat L. G. Werner 1914 bei Brunstatt im Oberelsaß beschrieben; die Votivgaben bestehen in römischen Münzen, Ringen und einem vorrömischen Bronzenädelchen ⁷⁸⁾. — Zur Rekonstruktion der Wasserpumpe von E h l vgl. man Cahiers 1923 p. 119, 120, über die Entdeckung eines r ö m i s c h e n B r u n n e n f a s s e s unter dem Pfeiler des Straßburger Münsters ebd. p. 121. Über röm. Funde am Hohen Steg zu Straßburg vgl. Schaeffers Bericht „Cahiers“ 1922 p. 37—48.

1917 habe ich die im Elsaß gefundenen Leugen- und Meilensteine und den auf Straßburg bezüglichen von Offenburg einer Revision unterzogen ⁷⁹⁾. Zwei neu in Selz gefundene reihen sich ältern der gleichen Zeit an, wozu auch das von mir neu interpretierte und auf E h l bezogene Fragment zählt, das Silbermann 1753 in der spätrömischen Stadtmauer fand. Daraus geht hervor, daß in der Zeit des Decius und Valerian (249—251, 253—259) die große durch das Elsaß führende Heerstraße systematisch mit Leugensteinen ausgestattet wurde. Später scheint, wie in Ladenburg, Neuenheim, Nantes, Rennes, Bayeux, eine Einsammlung der Leugensteine stattgefunden zu haben.

Zu den oben summarisch erwähnten Münzschatzfunden aus Straßburg usw. hat L. G. Werner 1917 eine Liste oberelsässischer solcher beige-steuert ⁸⁰⁾, während 1923 F. A. Schaeffer im Bulletin Archéologi-

⁷²⁾ B. Rathgen, Römische Spuren in der Meinau bei Straßburg (Anz. 1914 p. 473, 474).

⁷³⁾ K. Goehner, Römische und mittelalterliche Übergänge über den Krümmen Rhein beim Neudorfer Wighäusel (Anzeiger 1917 p. 855 bis 862, 1918 p. 951, 952).

⁷⁴⁾ E. Stocker, Spuren einer röm. Villa in E p f i g (Cahiers 1920 p. 1156, 1157).

⁷⁵⁾ R. Forrer, Nouvelles découvertes . . . Cahiers d'Arch. 1923 p. 123—124.

⁷⁶⁾ F. Jaenger, Aufdeckung der Straßburger röm. Wasserleitung bei Oberhausbergen (Anz. 1913 p. 387, 388) und derselbe, Die Quellen der Straßburger röm. Wasserleitung (Anz. 1914 p. 444—448).

⁷⁷⁾ Cahiers 1923, Nouvelles découvertes p. 121, 122.

⁷⁸⁾ L. G. Werner, Röm. Brunnenanlage am Burnenkreuz bei Brunstatt (Anzeiger 1914 p. 474—478). Derselbe, Thermes et sources dans la Haute-Alsace à l'époque romaine (Bull. Arch. 1920) und L'arrondissement d'Altkirch à l'époque romaine (Bull. Mus. hist. 1922).

⁷⁹⁾ R. Forrer, Elsässische Meilen- und Leugensteine, ein Beitrag zur elsäss. Straßenforschung. (Jahrb. d. hist. litt. Zweigvereins des Vogesenklub 1917 und Separat).

⁸⁰⁾ L. G. Werner, Spätrömische Rädchensigillata und Münzschatzfunde im Oberelsaß (Anzeiger 1917 p. 849—855).

que den vom Straßburger Museum 1922 erworbenen Münzschatz von Wettolsheim eingehend behandelt und dabei zu auch numismatisch wichtigen Resultaten bezüglich der Londoner Emissionen Constantins gelangt ist⁸¹). Auch hier zeigt sich wieder der enge Zusammenhang zwischen Münzschatz und Germaneninvasion, so daß man beinahe den Satz aufstellen kann: Selbst wo keine historischen (schriftlichen) Unterlagen existieren, darf bei Vorkommen mehrerer Münzschatze aus ein und derselben Zeit auf ein entsprechendes kriegerisches Ereignis als Ursache der Vergrabung geschlossen werden.

Sehr wenig Neues hat die elsässische Sigillataforschung der letzten Jahre gezeitigt. Ihr Ausgangspunkt ist Heiligenberg und Ittenweiler⁸²). Für letztere Töpferei haben sich als neue, bzw. bisher von dort unbekannte Töpfernamen hinzugefunden ATREXTVS F, CNVPTIO F, MATVRVS, RIGEDOF und STILIGO, sowie die bisher nur von Heiligenberg bekannten Criciro, Marinus, Melaussus, Reginus und Saciratus⁸³). Atrextus ist vielleicht derselbe Töpfer, der später in Rheinzabern mit Atrestus signiert (Ludowici IV p. 202). Über Cibusus, der auf einer Schale aus Kempten mit dem Abdruck einer Münze des Marc Aurel figuriert, vgl. man die Artikel von Reinecke und mir im Röm.-German. Korr.-Bl.⁸⁴), wonach Cibusus etwa zu datieren wäre für Ittenweiler von 125 oder 130 bis 150 oder 160, für Rheinzabern von 150 oder 160 bis ca. 175 n. Chr.

In Heiligenberg hat sich zu meiner 1911 gegebenen Töpferliste trotz vieler nachträglicher Grabungen kein neuer Töpfername hinzugefunden, wohl aber eine Reliefschale ungewohnten Ausmaßes (mindestens 32 cm Durchmesser) des F-Meisters⁸⁵). — Reste von Preßformen lassen erkennen, daß Reliefsigillata neben Altenstadt, Heiligenberg, Ittenweiler, Schiltigheim und Jepsheim auch in Reichshofen und in Straßburg St. Barbaragasse⁸⁶) fabriziert wurde.

Die im Straßburger Museum befindliche spätrömische Rädchensigillata habe ich 1915 im Röm.-germ. Korr.-Bl. zusammengestellt und dazu im Anzeiger 1916 p. 795, 796, fig. 325 einen Nachtrag geliefert, worauf L. G. Werner ebenda 1917 (p. 849 ff.) das im Mülhauser Museum befindliche gleiche Material behandelt hat.

Schon 1912 hatte K. S. Gutmann im Röm.-germ. Korr.-Bl. (p. 10—13) in Straßburg gefundene Fußgestelle römischer Räucher-schalen signalisiert. Seither haben sich weitere solche gefunden, dazu auch sehr große Schalen mit röhrenförmigen Zapfen, die in jene Fußgestelle einpassen. Ich habe das stark angewachsene Material „Cahiers“ 1924 p. 231—235 zusammenfassend behandelt und abgebildet (hier Abb. 13). Ich denke

⁸¹) F. A. Schaeffer, Le trésor de Wettolsheim (Bull. Arch. 1923 p. 129—136). Neuerdings hat Schaeffer auch den Münzfund vom Greiffensteiner Wald behandelt, der kurz nach 259 n. Ch. vergraben worden sein muß (Bericht an den Congrès des Soc. sav. 1925).

⁸²) R. Forrer, Die röm. Terrasigillata-Töpfereien von Heiligenberg und Ittenweiler im Elsaß (Mitt. d. Ges. f. E. d. h. Denkm. 1911 u. Sep.).

⁸³) Cahiers 1923 p. 123, 124, bei Stiligo sind die 2 ersten Buchstaben nicht sicher.

⁸⁴) Röm. Germ. Korr.-Bl. 1912 No. 1 u. 3.

⁸⁵) Vgl. dazu Cahiers 1924 p. 225—229 u. Taf. XVII.

⁸⁶) Cahiers-Anzeiger 1919 p. 1000 (fig. 88) u. 1924 p. 229.

an Räucherschalen und Brazeros, die in öffentlichen und privaten Heiligtümern dem Kult dienten und ihren Ursprung im Orient genommen haben.

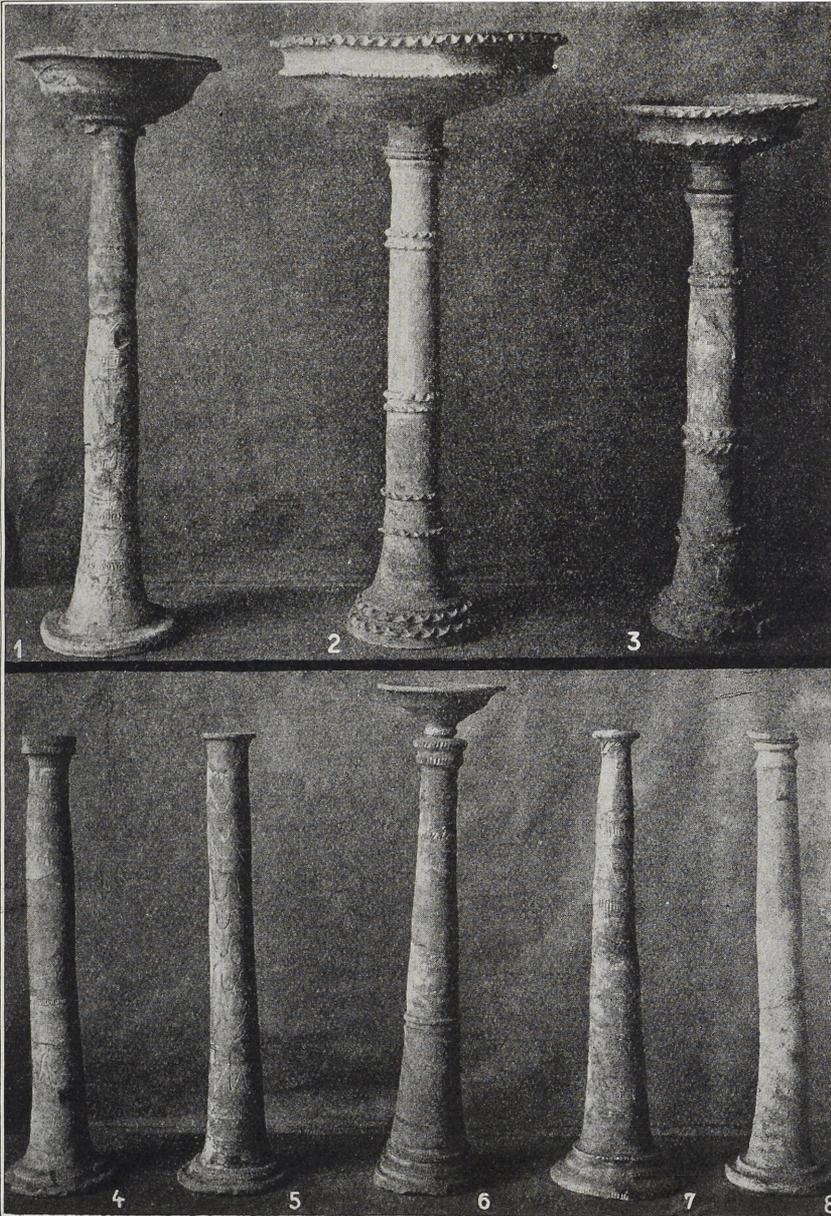


Abb. 13. Tönerne Räucherständer (Originalstücke mit Rekonstruktion der fehlenden Teile in Gips) aus dem römischen Straßburg (alle in $\frac{1}{12}$ nat. Größe) (nach Forrer „Nouvelles Découvertes“ 1924).

Tatsächlich habe ich sie besonders da gefunden, wo nach andern Funden die Existenz eines Heiligtums zu vermuten ist, u. a. auch im Mithräum von Königshofen.

Dieses große und fundreiche, von mir 1911/12 ausgegrabene und 1915 veröffentlichte Heiligtum⁸⁷⁾ hatte auch viele Fragmente eines mächtigen Altarreliefs mit dem stiertötenden Mithra geliefert. An die Stelle der bisher in unserem Museum ausgestellten gemalten Rekonstruk-



Abb. 14. Wiederherstellung des Mithrasreliefs von Königshofen.

tion ist nun seit 1924 ein naturgroßes Gypsrelief getreten, das im Atelier unseres Museums unter der künstlerischen Mitarbeit von Frl. Ursula Neumann angefertigt worden ist (Abb. 14). Die Originalfragmente wurden abgessen,

⁸⁷⁾ R. Forrer, Das Mithra-Heiligtum von Königshofen (Mitt. Ges. z. E. d. h. D. 1915 u. Separat, 134 S. mit 85 Abb. u. 28 Tafeln).

dann der Abguß ergänzt und allmählich das Ganze aufgebaut (vgl. Abb.). Allein das Relief ist 2,30 m hoch, 2 m breit, ungerechnet die wundervollen figuralen Bordüren, die es einst oben und seitwärts schmückten, aber leider zu unvollständig erhalten sind, als daß man an ihre Einbeziehung in die Rekonstruktion hätte denken können. Bei diesen Arbeiten hat sich herausgestellt, daß in den oberen Ecken oberhalb Sol und Luna auch Phosphorus und Hesperus dargestellt gewesen sein müssen, jener als Personifikation des Morgenrots, dieser als der Abendröte⁸⁸⁾. Mithra ist nicht wie üblich im Moment des Zusteichens dargestellt, sondern er steht im Begriffe den festumschlossenen Dolchgriff freizugeben — das Opfer ist vollbracht. Überblickt man die andern Reliefs, so zeigt sich, daß die Künstler den Akt in fünf verschiedenen Auffassungen dargestellt haben, 1. wo Mithra zustößt, 2. wo er die Hand vom Dolche löst, 3. wo er, wie im Relief von Heddernheim, sich hinter dem toten Stier von der Anstrengung, sein Opfer betrachtend, ausruht, 4. wo er, wie im Relief der Villa Altieri, in Siegerstellung auf dem toten Stier steht und 5., wo er, wie in unsern elsässischen Reliefs von Mariental und Gunstett, als Sieger neben dem zum Leben wiedererstandenen Stier steht und der Stier hier gewissermaßen nur noch das den Gott charakterisierende Attribut darstellt.

Wie Farbspuren und die in zwei Exemplaren gefundene Repinxitinschrift des Veteranen Matutinus beweisen, war das große Koenigshofener Mithra-Relief mehrfarbig bemalt. Der Versuch, diese Bemalung auf der Rekonstruktion wiederherzustellen, führte mich zum Studium der Polychromie der Mithrareliefs überhaupt, wobei ich zu dem Resultat gelangt bin, daß wir in Europa mit zwei gänzlich verschiedenen Schulen zu rechnen haben, einer archaischen, orientalischen Ursprunges und einer realistischen, etwa alexandrinischen Ursprunges⁸⁹⁾. Die erstere, sicher die ältere, überzieht das Relief ganz mit Gold oder verbindet mit dem Gold für Gesicht, Hände usw., Purpurrot für die Gewänder (so das Stuckrelief vom Esquilin im Städelschen Museum zu Frankfurt). Die realistische, aus griechischer Kunstauffassung hervorgegangene, lehnt sich mit den Farben an die Naturvorlagen, malt also die nackten Körper von Sol und Luna, vor allem Gesicht und Hände Mithras fleischfarben, gibt den Gewändern verschiedene Färbung, malt die Bäume naturalistisch⁹⁰⁾.

Auch zum Kult der Pferd Göttin Epona haben sich hier neue Studienmaterialien von allgemeinerem Interesse ergeben. Bis vor wenigen Jahren fehlten Eponadokumente aus dem Elsaß vollkommen, bildete dieses Land innerhalb ihres Verbreitungsgebietes ein leeres Blatt. Heute können wir gleich mit drei Denkmälern in die gähnende Lücke treten. Auf dem Gewann „im Vicenz“ bei Mussig nahe Schlettstadt fand sich ein Relief der

⁸⁸⁾ Cahiers 1923 p. 111, 112 u. pl. VII.

⁸⁹⁾ R. Forrer, Deux écoles de peinture mithriaque: Strasbourg et l'Esquilin. (Bull. Arch. 1923 p. 145—156 et pl., dito separat).

⁹⁰⁾ Inzwischen hat man ja auf Capri ein unterirdisches Mithraeum entdeckt, das geradezu als Musterbeispiel der naturalistischen Malerschule bezeichnet werden darf (vgl. A. Minto, S. Maria di Capua vetere — scoperta di una cripta mitriaca, in „Notizie degli Scavi“ 1924 p. 353—375).

reitenden Epona. Allerlei Ziegel, Steine, Münzen, Scherben deuten an, daß sich dort ein Gebäude befand, sei es ein der Göttin geweihtes *Fanum*, sei es bloß ein *Gehöft*, in dessen Stallung das Bild der Pferdebeschützerin angebracht war⁹¹). Beachtenswert ist der Gewannname „im Vicenz“, den die Tradition mit einem „verschwundenen Dorf“ in Zusammenhang bringt, und der an das antike *Vicentia* und die Station *Ad Vigesium* des *Itinerarium Antonini* um so mehr erinnert, als es von hier bis Straßburg gerade zwanzig Leugen sind⁹²).

Das zweite von uns am gleichen Ort erstmalig veröffentlichte Eponadokument ist ein bei der Karthause in *Königshofen* gefundener *Epona-Altar*, auf dem noch zu lesen ist: *EPONAE SO(?)M(?)* (l. c. fig. 229), während links ein Schaf- oder Ziegenbock, rechts ein Eber



Abb. 15. Steinrelief mit Büste des Merkur und zwei Eponen, gefunden unter dem Nordpfeiler des Straßburger Münsters (nach Forrer „Nouvelles découvertes . . .“).

en relief dargestellt sind, die darzutun scheinen, daß hier Epona weniger als Pferdegöttin denn als Beschützerin der Schaf- und Schweinerden angerufen wird.

Noch wichtiger ist das dritte Denkmal, ein 1924 im Untergrund des Straßburger Münsters gefundenes großes Hellsandsteinrelief mit zwei reitenden Eponen, dazwischen eine große Merkurbüste (Abb. 15)⁹³. Nun hat man s. Z. in *Várhely* einen durch einen Centurionen der IV. Legion gewidmeten Altar gefunden, der den Eponen und *Campestris*, d. h. den Eponen in der Mehrzahl gewidmet ist [(*Eponab(us) et Campestris(us)*], woraus schon *Salomon Reinach* auf die Existenz mehrerer Eponen schloß. Unser Stein bestätigt diese Auffassung und gibt zugleich ein Bild dieser Eponen, von

⁹¹) R. Forrer, *Un sanctuaire d'Epona et une station romaine à Mussig-Vicenz* (Cahiers 1921 p. 1249—1260).

⁹²) Cahiers 1921 l. c. p. 1258—1260.

⁹³) Cahiers 1924 (*Nouvelles découvertes*) p. 235—237, dazu Fig. 165.

denen die eine nach links, die andere nach rechts reitet (beide auf Pferden), als ob sie des Mercur Befehle auszuführen im Begriff stünden. Wichtig ist auch die erstmalige Zusammenstellung mit Merkur, der hier als oberster Gott des Handels und als „Geleitmann auf Wegen und Straßen“ gedacht sein mag, dem natürlich auch Pferde- und Viehhandel und die dem Verkehr dienenden Pferde und Maultiere empfohlen waren, doch ist außer der Flügelkappe kein anderes Attribut der Büste beigegeben.

Auch eine vor 1870 im Straßburger Museum befindliche, dann nach dem Bombardement aus dem Museumsschutt gerettete Bronzestatue des Dispater ist uns vor ein paar Jahren zugekommen und von Salomon Reinach in den „Cahiers“ beschrieben worden⁹⁴). Der Gott hebt in der Rechten einen fackelartigen Blitzbündel empor, in der Linken hielt er wohl ein kleines Gefäß. Er ist bärtig und hat über den Kopf eine Art aus der Tunika hervorgehender Fellkapuze gestülpt. Vorn (und nur vorn) wird das Gewand durch einen Gürtel zusammengehalten, von dem halbkreisförmiges, an Schlangen erinnerndes Schnurwerk, oder kordelartig modellierte Schlangen, herabhängen. Die Füße scheinen in hohen plumpen Schuhen zu stecken. „Une variante nouvelle et singulière d'un type gréco-romain (celui de Pluton), influencé par une conception celtique et interprété librement par un artisan local“ sagt dazu S. Reinach. — Sollte man nicht am Ende in keltischer Zeit unterschieden haben zwischen einem Blitz- und einem Donnergott, wonach dann letzterer im Schlägelgott, ersterer in unserem Gott mit Blitzbündel vorläge? Dann wäre der Donnerer Sucellus und nur der andere ein wirklicher Dispater, was eine gewisse Parallele zum klassischen blitzführenden Jupiter ergäbe, während Sucellus mehr zu Donar in Parallele träte. — Dann scheint man aber engern Zusammenhang mit den klassischen Gottheiten gesucht zu haben: Sucellus wird an J. O. M. angeschlossen (J. O. M. Sucaelo et Gen. loci der Mainzer Inschrift C XIII 6730); auf einem Steinrelief des Straßburger Museums⁹⁵) tritt ein kurzer, hammerartiger Schlägel in der zum Schlag erhobenen Rechten eines jugendlichen unbärtigen Gottes auf, der Merkurs Flügelhut trägt und bei dem also doch wohl an Merkur gedacht war, wohl an den einheimischen Mercurius Visucius, in welch' letzterem Namen die andere Hälfte des Sucellusnamens wiederkehrt!⁹⁶) Und Vulcan mit seinem Lederhut und kurzen Hammer, dem gelegentlich selbst ein Blitzbündel beigegeben ist, ist davon auch nicht weit entfernt. In gallorömischer Zeit muß es (wie heute im Protestantismus) unzählig viele Sekten gegeben haben, von denen jede andern Auslegungsvarianten den Vorzug gab und wobei lokale und regionale Traditionen und Interpretationen eine große Rolle spielten.

Ein anderes kleines Problem stellt der 1914 kurz vor Kriegsbeginn in Straßburg gefundene kleine Bronzehahn, der ins Kriegs-

⁹⁴) S. Reinach, Le Dispater de Strasbourg (Cahiers 1920 p. 1153—1155 u. fig. 187).

⁹⁵) R. Henning, Denkmäler d. elsäss. Altertumssammlung (Strassburg 1912) Taf. 47 fig. 4.

⁹⁶) Vgl. zu dem „Suc“ auch „Ziu“ und das oberelsässische und schweizerische Zischtig (Dienstag).

horn bläst⁹⁷⁾. Die nach oben gerichtete breitere Mündung des Hornes dient ersichtlich zur Aufnahme einer Kerze, wie ich dies an andern Beispielen gezeigt habe. Zwei Auffassungen stehen zur Wahl, eine genrehafte und auf jeden Fall sehr künstlerische Idee zur Darstellung eines Kerzenstockes für einen vornehmen römischen Haushalt, oder aber ein in einem Marsheiligtum aufgestelltes Votivstück für Weihkerzen.

Noch rätselhafter ist das 1915 von Ad. Riff veröffentlichte und gleichfalls in Straßburg gefundene Bronzefigürchen eines gefesselten Barbaren⁹⁸⁾, sowohl wegen seines seltsamen, unrömischen, an Holzschnitzerei erinnernden Stiles und seiner Altersstellung, als auch wegen des Zweckes des kleinen Bildwerkes mit seiner senkrechten und wagrechten Durchbohrung.

Von andern Erwerbungen nenne ich zwei Merkurreliefs, von denen das eine, von Wasselnheim, durch Lebhaftigkeit der Modellierung den Durchschnitt überragt, das andere, von Spachbach, sich dadurch auszeichnet, daß Merkur den Dionysosknaben sich auf den Arm gesetzt und ihm den Beutel zu halten gegeben hat⁹⁹⁾. Und eben, Ostern 1925, bringt mir Hr. Schaeffer neben andern interessanten Funden aus dem neuen Riesenbau der Banque de France zu Straßburg eine Bronzestatue der Diana, die nach Art des Dianasteins von Oberbetschdorf im Begriffe steht, sich hinten aus dem Köcher einen Pfeil zu langen. Am gleichen Orte hat sich dann auch der etwa dreiviertel lebensgroße Sandsteinkopf einer weiblichen Göttin (wohl ebenfalls Diana), ein Opfermesser mit Löwenkopf und die auf ihrem ursprünglichen Sockel auflagernde Basis einer mächtigen Weißsandsteinsäule gefunden, so daß wir hier wohl auf Reste eines größeren Heiligtums schließen dürfen. Man könnte an den Tempel denken, den die 1865 auf dem kaum 100 m nordwestwärts entfernten Jung-St.-Peterplatz gefundene Altarinschrift CIL. XIII 5971 nennt: *Quadr(uvii) Septiminus Victor ar(am) cum templo rest(ituit) v. s. l. l. m.*¹⁰⁰⁾.

VII.

Alamannisch-Fränkische Zeit.

Der Leser wird schon bemerkt haben, daß ich in meinem Berichte weniger auf eine Aufzählung aller neuern Funde Wert gelegt habe, als auf ein Signalisieren der aus diesen Funden und Beobachtungen resultierenden Neuergebnisse.

Auch für die alamannisch-fränkische Zeit fehlt es uns im Elsaß nicht an zahlreichen neuen Funden, insbesondere, wie gewöhnlich und überall, an

⁹⁷⁾ R. Forrer, *Coq sonnant la victoire, bronze romain trouvé à Strasbourg en 1914* (Anzeiger-Cahiers 1919 p. 986–988).

⁹⁸⁾ Ad. Riff, *Bronzefigürchen eines gefangenen Barbaren aus Straßburg* (Anzeiger 1915 p. 510–513).

⁹⁹⁾ R. Forrer, *Römische Merkurreliefs von Spachbach und Wasselnheim* (Anzeiger 1915 p. 693–695). Über zwei ältere Merkurreliefs aus Gundershofen vgl. L. G. Werner, *Deux Bas-reliefs de Mercure provenant de Gundershofen (Bas-Rhin)* (Bull. Mus. hist. Mulhouse, 1921).

¹⁰⁰⁾ Zu dieser Inschrift vgl. „Anzeiger“ 1917 p. 842 ff. (R. Forrer, *Reste von vier Kaiserstatuen aus dem römischen Straßburg*).

Gräberfunden, aber von positiven Neuergebnissen ist verhältnismäßig wenig zu melden. Die Gräber, ob mit Steinplattenumrahmung, ob ohne solche, haben immer wieder nur das längst bekannte Inventar an Waffen, Schmuck und Gerät geliefert. Erwähnenswert ist das im Elsaß sehr seltene Auftreten der Franziska, bei den Schildbuckeln das Vorhandensein solcher mit und ohne Mittelspitze mit Rundscheibe, doch das Vorherrschen des letzteren Typs. Die einstige Zugehörigkeit zu Gallien, dann zum Römerreich, äußert sich im merowingischen Schmuck durch das relativ häufige Auftreten von durchbohrten gallischen und römischen Münzen. Auffallend ist die große Seltenheit der nach Ausweis der Umschriften in Straßburg und zwar in zahlreichen Varianten geprägten merowingischen Triens.

Interessant ist, daß wir in Königshofen bei Straßburg, wo nach den alten Aufzeichnungen ein merowingischer Königshof (villa regia) bestanden hat, anlässlich von Bahnhofsarbeiten 1918/19 das ersichtlich zu dieser Merowingeransiedlung gehörende, allem Anschein nach einst sehr ausgedehnte merowingische Gräberfeld gefunden haben. Die Gräber verteilen sich auf eine große Strecke und reichen nach manchen Gräbern ohne Beigaben und einem Steinsarkophag mit Kopfausschnitt bis in die späte Karolingerzeit¹⁰¹⁾. Umgekehrt haben wir dort auch einen römischen Steinsarkophag mit spätrömischem Frauenskelett und Frauenschmuck als Beigabe aufgedeckt.

Wo dort der Königshof selbst gelegen hat, wissen wir noch nicht; vielleicht nicht allzuweit vom „Schlüssel“, wo wir in den Ruinen des dortigen Mithraheiligtums merowingische Haushaltscherben mit zerschlagenen Tierknochen, geschnittenen Hirschgehörnen, einem Kamm, Spinnwirtel und Webstuhlgewicht, Eisenschlacken und einer Herdstelle vergesellschaftet fanden, die auf einen merowingischen Haushalt hinweisen, der hier bestanden haben muß¹⁰²⁾. Dergleichen Haushaltsfunde gehören bekanntlich — im Gegensatz zu den Gräberfunden — zu den größten Seltenheiten, im Elsaß wie sonst überall. Im vorliegenden Falle scheint man die durch das in den Boden eingegrabene Mithraeum geschaffene und von diesem damals noch übrig gebliebene Erdmulde als willkommenen Untergrund für einen germanischen Holzbau benützt zu haben. Dabei ließ sich ein erhöht liegender Raum mit dem Herd von einem tiefer liegenden mit gesägten Hirschhörnern, Eisenschlacken und Topfscherben unterscheiden. Daran schloß sich westwärts eine dritte, noch etwas tiefer liegende Abteilung, in der sich ein Webstuhlgewicht, ein Spinnwirtel, ein feiner beinerner Haarkamm, Kohle, Knochen, Scherben und wieder Hirschhornreste fanden. Kamm, Spinnwirtel und Webstuhlgewicht möchten an ein Frauengemach denken lassen, das dort nach altgermanischer Sitte etwas vertieft angebaut lag¹⁰³⁾.

Unter den hier gefundenen Topfscherben sieht man solche mit

¹⁰¹⁾ Vgl. dazu Cahiers d'Arch. 1920 p. 1158, 1159 u. Fig. 190, sowie ebd. 1921 p. 1281, F. Jaenger, Ein Steinsarg von Königshofen-Kronenburg, dazu Fig. 244.

¹⁰²⁾ Vgl. R. Forrer, Mithra-Heiligtum von Königshofen (1915) p. 91 ff.: „Die spätröm. u. merow. Funde aus der Mithräum-Ruine“.

¹⁰³⁾ Vgl. „Mithra-Heiligtum“ Fig. 69.

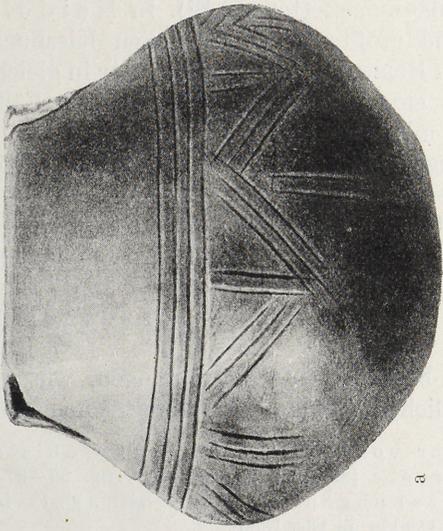
eingedrückten Einzelstempeln, ferner mit Rädchen verzierte; handgefertigte und solche, die auf der Töpferscheibe hergestellt worden sind; dazu solche mit Röhrenauguß und solche mit eingedallter d. h. gebuckelter Wandung; regelrecht merowingische und andere, die schon mehr karolingisch aussehen¹⁰⁴); kurz gesagt, ein keramisches Material, das Töpfern recht verschiedener Kulturen entsprungen zu sein scheint.

Den gleichen Eindruck habe ich auch von der unsern merowingischen Gräbern entbobenen sehr zahlreichen Keramik. Ich möchte dies auf die Vielgestaltigkeit der Stämme oder Stammesvertreter zurückführen, die im Elsaß zusammengekommen sind und hier ihre Spuren hinterlassen haben. Viele dieser Gefäße verraten in ihrer Form und Technik (Töpferrad) römischen Einfluß, d. h. die Hand von einheimischen gallischen Töpfern, die ihr Handwerk in römischer Schule gelernt haben. Andere erinnern an Tènegefäße, z. B. an La Tèneflaschen, sei es daß sie von einheimischen Töpfern geformt worden sind, die die alten Tèneformen überliefert haben, sei es, daß es Angehörige suebischer Stämme waren, die in ihrem Lande die Tèneformen länger beibehalten und dann zur Völkerwanderungszeit hierher gebracht hatten. Wieder andere Töpfe möchte man glatt für rohe Steinzeitgefäße halten, die irgendwo einem schweizer frühneolithischen Pfahlbautöpfer entsprungen sind, derart roh sind sie in Form, Material, Brand usw. Einige erinnern in ihrer Bombenform und Handformung an unverzierte Kürbisgefäße der neolithischen Bandkeramik; andere an die Lausitzer Buckelkeramik der Bronzezeit. Und endlich denkt man bei den handgeformten doppelkonischen, sogenannten fränkischen Töpfen mit ihren eingestempelten Ornamenten lebhaft an die stichkeramischen neolithischen Töpfe verwandter Form, verwandter Technik und verwandten Materials der neolithischen Ansiedlungen und Gräber von Großgartach, Lingolsheim und Erstein.

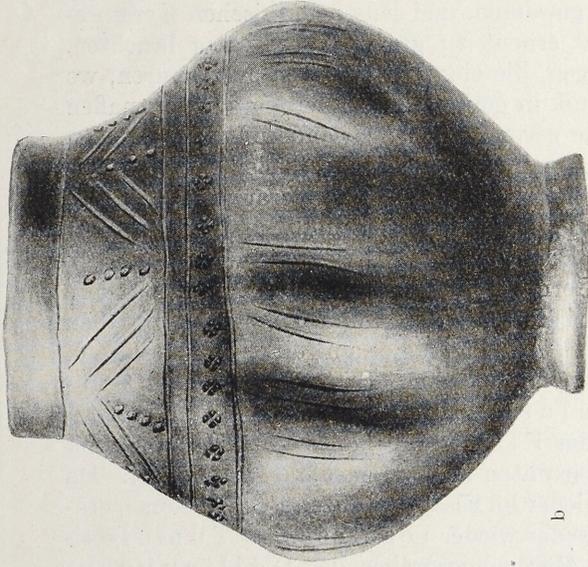
Wie ist diese Vielgestaltigkeit und dies Parallelgehen mit prähistorischer, neolithischer und bronzezeitlicher Keramik in einem Lande wie das Elsaß zu erklären, wo spätestens zur Römerzeit die Töpferscheibe allgemeine Anwendung gefunden hatte und keinerlei direkte neolithische Überlieferung in der Keramik mehr besteht? — Ich sehe die Erklärung in den vielartigen germanischen Einwanderungen, die zur Völkerwanderungszeit sich im Elsaß zwischen die alteinheimischen gallischen, gallo-römischen und triboko-römischen Bewohner setzten. Die an die Tènekeramik erinnernden merowingischen Gefäße dürften, wie schon gesagt, auf germanische Einwanderer zurückgeführt werden, die abseits von römischem Einfluß die Tèneformen in die Völkerwanderungszeit hinübergerettet hatten. Die merowingischen handgeformten Buckelurnen scheinen mir auf Germanen zurückzugehen, die in östlicher gelegenen Gebieten der mitteldeutschen Tradition treu geblieben waren und diese mit nach dem Westen brachten¹⁰⁵). Und ähnlich muß es sich mit den merowingischen Gefäßen verhalten, die so sehr

¹⁰⁴) L. c. fig. 70 u. 71.

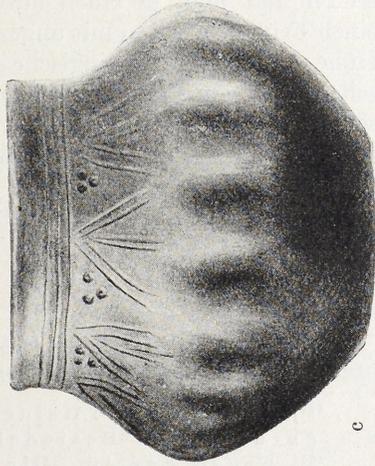
¹⁰⁵) Schon R. Henning hat für diese in unserem Museum gut vertretene, ich möchte sagen, „bronzezeitliche“ Merowingergruppe Herkunft aus dem Nordosten vertreten; vgl. R. Henning, Denkmäler der elsässischen Altertumssammlung zu Straßburg i. E. l. s. (Straßburg 1912) p. 61 ff.



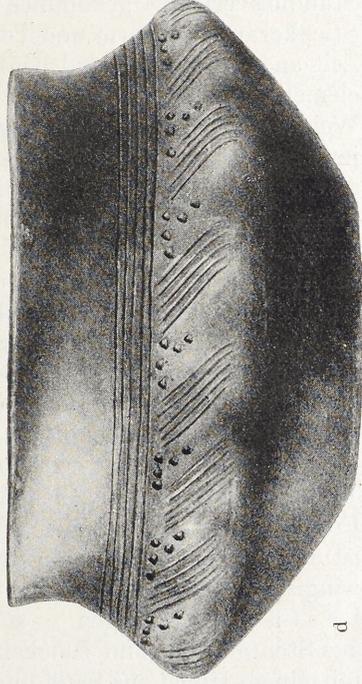
a



b



c



d

Abb. 16. Handgetöpferte Urnen aus merowingischen Gräbern des Elsaß im Straßburger Museum nach Henning (s. Anm. 105); a und d unbekanntes Fundort, b Geispolsheim, c Holtfrankenheim.

an die der Stichkeramik erinnern; auch hier müssen zu uns Stämme oder Stammesvertreter gekommen sein, die in abgelegenen Winkeln neolithische Stichkeramik in Form und Technik beibehalten hatten, dann zur fränkischen Zeit an Ausdehnung und Einfluß gewannen und jene neolithischen Keramik-elemente zu neuem Ansehen und erneut zu großer Verbreitung brachten. Weiterer Forschung wird es gelingen, die einzelnen Zentren aufzuspüren, wo jene Neolith- und Bronzezeitkeramik in geringer Veränderung gewissermaßen *stagnant* geblieben ist, bis die germanischen Abwanderungen sie in den kultivierten Westen brachten und hier wieder aufleben ließen — für kurze Zeit nur, weil hier *altrömische Tradition*, Gebrauch der Töpferscheibe und römische Formen, dagegen ankämpften und durch die Töpferscheibe allmählich die Herrschaft wieder an sich rissen.

Jene kulturell rückständigen Germanentrupps haben übrigens auch andere Relikte aus prähistorischer Zeit ins Elsaß gebracht und hier wieder aufleben lassen, nämlich ganz *evidente Anklänge an die damals im Elsaß schon längst verblichene Sitte der Totenbestattung unter Tumulus*. Hier im Lande herrschte zur spätern Tènezeit und zur römischen Zeit das *Flachgrab*; auch die Alamannen und Franken bestatten bei uns in regelrechten Friedhöfen ohne Erdaufwurf. Da ist es nun merkwürdig, hin und wieder im Elsaß vereinzelt Gräber aus merowingischer Zeit zu finden, die entweder wieder *regelrechte Tumulusbestattung* zeigen — so die Merowingergräber des *Odilienberg*, aus Steinplatten und Blöcken gebildete Steinsarkophage unter Überdeckung mit einem Hügel aus Sand und kleineren wie größeren Sandsteinknollen¹⁰⁶) — oder *Bestattung im Gipfel eines in prähistorischer Zeit errichteten Grabhügels* — so im Früh-Tenetumulus von *Sesenheim*, wo oben eine „fränkische“ Nachbestattung mit Schildbuckel, Schwert, Lanze und einer Münze des Gotenkönigs *Totilas* eingebettet war¹⁰⁷). In *Heidolsheim* hat man in einen anscheinend größtenteils natürlichen Kiesbuckel einen Früh-Tenetoten mit angezogenen Beinen bestattet und später in gleicher Höhe daneben merowingische Gräber eingetieft¹⁰⁸). In allen diesen Fällen scheint mir ein Wiederaufleben, oder mindestens ein *Erinnern*, der vorrömischen Hügelbestattungssitte vorzuliegen, die nördliche Einwanderer mitgebracht haben, in deren Heimat diese Sitte noch länger als im Süden fortbestanden hatte. Aber immer scheint es sich nur um vereinzelte Fälle und zwar, nach dem Mobilien zu schließen, um Gräber von *Häuptlingen* zu handeln, d. h. von *Personen*, bei denen vielleicht die *Tradition* noch *Tumulusbestattung* als besondere *Auszeichnung* vorschrieb.

Man möchte versucht sein, sowohl diese Hügelbestattungen, wie jene pseudoneolithischen und -bronzezeitlichen Gefäße als *Kennzeichen* einer

¹⁰⁶) R. Forrer, Die Heidenmauer von St. Odilien, ihre prähistor. Steinbrüche und Besiedlungsreste (Straßburg 1899) p. 39 fig. 55—67.

¹⁰⁷) Ernst Martin, Die Ausgrabungen des Goethehügels bei Sesenheim (Mitt. d. Ges. f. Erh. d. gesch. Denkm. in Els. 1886).

¹⁰⁸) R. Forrer, Ein figürlicher Schalenstein aus einem Tène-Grabhügel bei Heidolsheim (Anzeiger f. els. Alt. 1912 p. 317 ff. und ebd. 1913). Neue Funde im Tumulus „Eisenfresser“ bei Heidolsheim. (p. 384 bis 387.)

älteren, vorfränkischen Einwanderung aufzufassen und sie etwa als Kennzeichen der alamannischen Einwanderung zu betrachten. Dem ist aber nicht so! Im Gegenteil finden sich die genannten Elemente bei uns erst gemengt mit ausgesprochen fränkischem, bzw. merowingischem Inventar, d. h. in Gräbern des VI. und VII. Jahrhunderts, nicht aber in solchen, die man etwa auf Grund älterer Beigaben der vorangegangenen alamannischen Einwanderung zuschreiben dürfte. Und zwar finden sich jene prähistorisch anmutenden handgeformten Gefäße mit verwandten vergesellschaftet, die auf der Töpferscheibe hergestellt sind und ersichtlich oft gleiche Formen und Ornamente, aber eben nur in fortgeschrittenerer Technik wiedergeben. Es muß sich also um Mobiliar handeln, das Einwanderungen entspricht, die derjenigen der Franken zeitlich etwa parallel gehen — aber vielleicht nicht spezifisch fränkisch sind, ja nach der Vielartigkeit jener pseudo-prähistorischen Gefäße zu schließen, aus recht verschiedenen Zentren zu uns gekommen sind.

Was ich da auf Grund der Keramik feststelle, findet seine auffallende Bestätigung in einer andern Beobachtung, die ich zu machen Gelegenheit hatte: Ich habe im Laufe der Jahre feststellen können das Vorhandensein regelrechter fränkischer Gräber, zumeist mit den typischen Beigaben, in den folgenden südlich von Straßburg bzw. Rheinau auf kaum 15 km Distanz zwischen Rheinau und Markolsheim nahe dem Rhein beisammenliegenden Ortschaften Friesenheim, Saasenheim, Hessenheim und Schwobsheim. Man beachte, daß in allen vier Ortsnamen germanische Volksnamen stecken!

Und zwar heißt Friesenheim 803 urkundlich Friesenhain; Saasenheim anno 759 Saxones, 780 Sassenheim; Hessenheim um 1120 Hetenesheim; Schwobsheim 953 Swobesheim und Svabesheim. Die Gräber mit ihren Beigaben weisen auf die Zeit vor Karls des Großen Verpflanzung germanischer Stämme nach dem Westen und gleiches sagen das „Saxones“ vom Jahre 759, das „Sassenheim“ von 780. Es handelt sich also ersichtlich um Einwanderungen aus der Zeit vor Karl dem Großen. Und zwar nicht um Selbsthaftmachung einzelner germanischer Herren, die (wie man auch angenommen hat und wie das hin und wieder, ja recht oft vorgekommen ist) Frieso, Saxo, Hesso usw. hießen, daraus dann etwa „Heim des Hesso“, „Heim des Frieso“ usw. geworden wäre, sondern um Ansiedelung von Friesen-, Sachsen-, Hessen- und Schwabengemeinden, die in kleinen Trupps über den Rhein gekommen waren, hier im Elsaß sich ansässig gemacht hatten und hier geblieben sind. Ich sage ausdrücklich „in kleinen Trupps“, denn die genannten Dörfer liegen zu nahe beisammen, als daß man annehmen könnte, es handle sich um förmliche Stammeswanderungen oder auch nur um größere Stammesabteilungen. Es sind wohl eher einzelne starke Familien, die sich von rechtsrheinischen Ansiedlern abgelöst haben, als diesen bei starker Vermehrung ihr Land zu wenig Raum mehr bot, gerade so wie im Elsaß selbst von der ersten Ansiedlung sich später wieder Ablösungen weiter westwärts vorschoben, wenn

auf dem elsässischen Stammsitz die Familie sich im Verhältnis zum Äckerbesitz zu sehr vergrößert hatte. Als Beispiele zitiere ich folgende Ortschaften in Baden und im Elsaß, die auf Grund ihrer germanische Stämme nennenden Ortsnamen Wanderungen im oben angedeuteten Sinne erkennen bzw. vermuten lassen:

Baden	—	Rheinisches Elsaß	—	Inneres Elsaß
Friesenheim		Friesenheim		Friesen
im Kreise Offenburg.		Kreis Erstein		Kreis Altkirch
Sachsenhausen	—	Saasenheim	—	Obersaasheim
in Württemberg u. Baden		Kreis Schlettstadt		Kreis Colmar
Sasbach		Sesenheim		
in Baden, westl. v. Riegel		Kreis Hagenau		
Schwabhausen	—	Schwobsheim	—	Schwoben
Kreis Mosbach		Kreis Schlettstadt		Kreis Altkirch
Hessheim	—	Hessenheim	—	Hettenschlag
Pfalz und		Kreis Schlettstadt		Kreis Colmar

Hessenthal in Württemberg

Ähnliche Agglomerationen mag es auch in anderen Gegenden am Rhein gegeben haben, mit dem Unterschiede nur, daß sie sich nicht in solch ausgesprochener Form verdichtet, in den Ortsnamen bis auf heute erhalten haben. Auch der in der obigen Agglomeration nicht erhaltene Name der Franken fehlt ja im Elsaß nicht, man denke an den abgegangenen Ort Frankenheim bei Selz am Rhein (im Jahre 773 in den Trad. Wiz. Franchenheim genannt), weiter landeinwärts an die Frankenburg im Kreis Schlettstadt (mit steinernem Ringwall), an die Ortschaft Franken im Kreise Altkirch (1144 Franchon).

Aber ich glaube doch, daß Agglomerationen in der Art des oben gegebenen Beispiels im großen ganzen nur unter besonderen Umständen entstanden sind, nämlich da wo keine kompakten großzügigen und intensiven Stammeseinwanderungen stattgefunden haben, mit anderen Worten da, wo kein ausgesprochener Stamm die Herrschaft führte bzw. die Stammesherrschaft eine strittige war. Ich möchte die dortigen Verhältnisse etwa mit denen der Grenzgebiete vergleichen, wo sich im Mittelalter die hin- und hergeschobenen Judenfamilien anzusiedeln pflegten und heute sich die Zigeuner ansammeln. Und tatsächlich bildet die Gegend zwischen Rheinau und Markolsheim, im „Ried“, eine Region, die dicht an der Grenze von Ober- und Unterelsaß liegt, an einer im Ried oft etwas verschwommenen uralten Landesgrenze. Auch die Rheingrenze war dort ehemals besonders verschwommen durch fortwährende Flußbettverlegungen und die vielen Altrheine. So mag dies Gebiet einen besonders günstigen Untergrund für vielartige Einwanderer dargestellt haben, die fern vom Hauptstrom in kleinen Trupps neue Wohnsitze suchten.

Dabei mag man sich darüber streiten, ob diese Eingewanderten jeweils selbst ihre Siedlung in der angegebenen Form getauft haben oder ob jene ihren Namen von den schon vorher ansässigen Siedlern erhielten, die die Neuangekommenen nach ihrer Herkunft genannt haben. Und waren es vorher schon eingewanderte und seßhaft gewordene Germanen, oder gar die Altingesessenen keltischen Stammes, die die Dörfer jener Zuwanderer als Hessen-,

Schwaben-, Friesen- h e i m e benannten? — Man denkt bei den h e i m - e n d u n g e n ja immer an germanische Siedler der n a c h r ö m i s c h e n V ö l k e r w a n d e r u n g s z e i t, doch darf auch nicht vergessen werden, daß der H e i m - N a m e schon im v o r r ö m i s c h e n B o i o h a e m u m auftritt und demnach schon v o r der oben angegebenen Zeit durch eingewanderte Triboker oder gar schon durch Boijer in den altelsässischen Wortschatz übergegangen sein könnte (übrigens sagt der Elsässer auch heute noch nicht „heim“ sondern „häm“, wobei oft in den h e i m - O r t s n a m e n das „heim“ einfach als ä oder e ausgesprochen wird, so Achenheim = Achenä).

Es müssen in der angegebenen Zeit in dem uns hier beschäftigenden kleinen Bezirk noch größere Ländereien brach gelegen haben, während sie anderwärts, in den besseren Lößgebieten, schon vorher ausgiebig belegt waren. Es wäre aber wie für das übrige Elsaß selbst für diesen kleinen Bezirk verfehlt, anzunehmen, daß er von der gallo-römischen Bevölkerung völlig verlassen, ausgestorben war und nun von Grund an eine Neubesiedelung erhielt. Dafür haben im Elsaß zu viele a l t g a l l i s c h e u n d r ö m i s c h e O r t s n a m e n die Zeiten der V ö l k e r w a n d e r u n g ü b e r d a u e r t und haben auch sonst gallische und römische Relikte weitergelebt, selbst in dem eben behandelten engern Bezirk, wo allerlei Ortsnamen gallischen Ursprungs sind (ich erinnere nur an Ehl-Helvetum, Mussig-Muciacus, Vizenz-Vicensimum usw.). Nein, darüber können keine Zweifel bestehen, daß im Elsaß nach der Völkerwanderung zwar die Herren gewechselt hatten und ein starker germanischer Zuzug sich zwischen die alteinheimische gallo-römische Bevölkerung gesetzt hatte (etwa wie nach dem Dreißigjährigen Krieg eine starke Einwanderung aus der Schweiz stattfand), daß aber nach wie vor ein starker alteinheimischer Kern übrig geblieben war. Im Oberelsaß und in den Vogesen scheint dieser letztere stärker vertreten gewesen zu sein als im Unterelsaß und überhaupt in der Linie längs des Rheins. Es ist deshalb wissenschaftlich verfehlt, die Frage zu stellen, „waren die Elsässer Kelten oder Germanen?“ In ihrer Gesamtheit sind sie beides, wobei aber bald hier germanisches, dort keltisches Blut überwiegt, genau so wie etwa in Südwestfrankreich keltisches und baskisches Blut sich gemengt aber ungleich verteilt hat, in Preußen germanisches und slavisches in verschiedenem Prozentsatz sich gemischt hat und in der Schweiz die verschiedensten Rassen sich neben- und ineinander geschoben, bald rein geblieben, dort sich vermischt haben. Hüten wir uns allseits, die archäologische Forschung den politischen Leidenschaften und Tendenzen u n t e r z u o r d n e n, — sie soll ü b e r diesen stehen und nicht trennen, sondern verbinden, denn jeder kann vom andern lernen und b e d a r f des andern, will er die Wissenschaft ehrlich vorwärts bringen.

VIII. Flußnamen, Ortssagen, Museales.

Wie die O r t s n a m e n mit der Archäologie in Zusammenhang gebracht noch allerlei wichtige Aufschlüsse versprechen — vgl. das eben gegebene Beispiel — so auch die F l u r n a m e n. Auch dafür habe ich oben ein merkwürdiges Beispiel anlässlich der Entdeckung bzw. Veröffentlichung eines Eponareliefs im Gewann „Vizenz“ bei Mussig beigebracht. Auf ein anderes bisher noch unveröffentlichtes Beispiel möchte ich zu Nutz

und Frommen aller Sucher die Aufmerksamkeit lenken: In seiner oben zitierten Schrift (*Les haches néolithiques du Musée de Haguenau*) hat F. A. Schaeffer 353 Steinbeile des genannten Museums abgebildet und mit den von X. Nessel überlieferten Fundorten oft auch die *F l u r n a m e n* der Äcker oder Gewanne zitiert, auf denen die Beile gefunden worden waren. Aber von keinem dieser Beile sagt Nessel, daß sie einem Gräberfeld, einem Depotfund oder einer Ansiedlung entstammen, von keinem der genannten Fundorte besitzt die Sammlung Nessel gleichaltrige Scherben oder Skelettreste. Der gleiche Mangel existierte ja vor kaum 30 Jahren noch im Straßburger Museum. Er hat sich erst behoben, seit *a n d e r e M e t h o d e n* in Anwendung gelangt sind, d. h. seit man sich nicht mehr begnügt, nur die Steinbeile, die einem angeboten werden, anzukaufen, sondern auch die Fundstelle aufsucht, die Erdarbeiten kontrolliert, die Arbeiter an Ort und Stelle instruiert, auf die Möglichkeiten von Funden aller Art aufmerksam macht, an Trinkgeldern nicht spart und selbst mit Hand anlegt, wo immer es not tut. Insbesondere legen wir Wert darauf, Wohngruben und Gräber selbst auszugraben, doch tritt da zu oft die Neu- und Geldgier der Finder hinderlich dazwischen, indem sie ohne vorherige Benachrichtigung die angetroffene Fundstelle „selbst untersuchen“. Um dem zu begegnen, versprechen wir ihnen eine Prämie (gewöhnlich 10 frcs.) allein schon für den Fall, daß sie uns das Grab oder die Wohngrube wenn angetroffen *i n t a k t s t e h e n* lassen und uns davon benachrichtigen — gleichviel ob dann das Grab oder die Grube „etwas“ oder nichts enthält. Und was sich dann findet, wird ihnen bezahlt, als ob sie selbst es gefunden hätten. Es werden uns dadurch Beobachtungen ermöglicht, die ohne das genannte System einfach verloren gingen, ganz abgesehen davon, daß durch die persönliche Kontrolle die nur zu oft oberflächlichen, um nicht zu sagen leichtsinnigen, Fundortangaben präzisiert werden.

Um nun auf die Nesselschen Steinbeile zurückzukommen, so hat leider Nessel, der sonst mit so viel Sorgfalt die Grabhügel der Hagenauer Region erforscht hat, merkwürdigerweise durch keinerlei Grabungen die Indizien verfolgt, die ihm durch jene Steinbeilfunde gegeben waren. Und doch muß es auch in jener Gegend regelrechte neolithische Ansiedlungen und Gräber, ja selbst, wie wir gleich sehen werden, regelrechte neolithische Friedhöfe gegeben haben bzw. noch geben. Man muß sie nur *s u c h e n*. Schon Schäffer hat a. O. auf die starken Beil-Agglomerationen bei Batzendorf, Gries, Niederschäffolsheim, Weitbruch und Wintershausen hingewiesen. Man könnte gelegentlich an *D e p o t f u n d e* denken, in der Art der oberelsässischen im „Anzeiger f. els. Alt. 1909 und 1912“ von *B e n n w e y e r* und *S i c k e r t* veröffentlichten. In anderen Fällen aber muß es sich um *G r ä b e r f u n d e* handeln, so wenn unter Wintershausen drei Stücke als im *S c h e l m e n - a c k e r* (273) resp. im *S c h e l m e n l o c h* (87, 139) gefunden zitiert werden. Als Schelmenlöcher und Schelmenäcker bezeichnet man seit dem Mittelalter jene meist etwas abgelegenen Orte, wo verendetes Vieh und Verbrecher vergraben werden. Der „Schelmenäcker“ ist der Gegensatz zum „Gottesacker“. Der Christ wird „begraben“, der Schelm „verlocht“. Der Gottesacker ist ein geweihter Ort, das „Schelmenloch“ ein „verrufener Ort“, meist in der Nähe des einstigen *G a l g e n s*. Und stößt man, weit abseits jeder Kirche oder

Kapelle, bei Grabungen wiederholt auf altes Gebein, so vermutet der Bauer dort gern (selbst wenn das in Wirklichkeit nie der Fall war) die einstige Anwesenheit eines Galgens, einer Richtstätte, und verlegt dorthin den „Schelmenacker“, den Ort, da man ehemals die Diebe und Mörder verscharrte. Finden sich nun im „Schelmenacker“ zu Wintershausen drei Steinbeile, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach dort eben ein neolithischer Friedhof, dessen menschliche Gebeine dem Orte seinen anrühigen Namen gaben.

Ganz ähnlich muß es sich mit dem Steinbeil (212) verhalten, das Schaeffer als vom Galgenberg beim Dorfe Gugenheim stammend zitiert (vgl. auch 223 ebenfalls von Gugenheim), also auch von einem verrufenen Orte obengenannter Art, sei es daß man ebendort wirklich den Galgen errichtet hat, sei es, daß man ihn dort nur auf Grund von Knochenfunden vermutet. Gleiches gilt wohl auch für das Steinbeil Nr. 229, das zu Eckwersheim in der „Ungeheuregaß“ gefunden worden ist (wieder an einem Orte, wo es „nicht geheuer“ ist) und evt. für das beim Dorfe Ohlungen „in der Hölle“ gefundene Steinbeil Nr. 299. — An diesen Orten wird man zukünftig in erster Linie mit Nachgrabungen einzusetzen haben, wenn man sich über die in dieser Region bisher noch gänzlich fehlenden neolithischen Gräberfelder und ihre Grabriten Rechenschaft geben will.

Ebenso im „Herrngarten“ des Dorfes Rottelsheim, von wo nach F. A. Schaeffer nicht weniger als 4 Steinbeile und ein Reibstein stammen (145, 257, 286, 302, 348), ohne von den andern Steinbeilen zu sprechen, die unter dem gleichen Dorfnamen figurieren, aber ohne daß der Gewannname angegeben wäre. — Viel mehr als bisher wird zukünftig die Forschung solchen Flurnamenindizien nachgehen müssen, um Fundplätze zu entdecken und systematisch zu durchforschen.

Gleiches gilt auch für die Örtlichkeiten, an die sich gewisse Lokalsagen knüpfen. Ich erinnere nur an die Wagensagen, die in der Region der Ohnenheimer Grabhügel (mit dem oben besprochenen keltischen Wagen) bis zu den Vogesen zirkulieren und von mir in meiner Arbeit über den Wagen von Ohnenheim zusammengestellt worden sind, ferner an die Sage, daß in den Ohnenheimer Hügeln Attila, Abolo und Magomed begraben lägen¹⁰⁹). F. A. Schaeffer stellt seit 1923 in der Festschrift „Das Elsaßland — A travers les Vosges“ dergleichen Sagen zusammen und zeigt ihren archäologischen Hintergrund. Ebenderselbe berichtet in der neuen Straßburger Zeitschrift „La Vie en Alsace“ periodisch über archäologische Themata, über die römischen Gläser des Straßburger Museums, über dessen Untersuchungen und Funde im alten Fundamentgrunde des Straßburger Münsterpfilers, über die reiche Terrasigillatensammlung des Straßburger Museums usw. Ich selbst habe ebendort eine kleine volkskundliche Entdeckung behandelt, die bisher der elsässischen Volkskunde entgangen war und sicher ihren Ursprung schon in vorgeschichtlicher Zeit hat, über die sogenannten Bettsteine (pierres-chauffe-lit), in Ton geformt und oft reich verziert, wie ich sie in der Gegend zwischen Saar-Union und Burbach gesammelt und als geschlossene Kollektion dem Straßburger Musée Alsacien überwiesen habe.

¹⁰⁹) Vgl. Forrer, Unchardeculte . . . Schlußkapitel.

Vom Straßburger archäologischen Museum sei gesagt, daß ich seit 1918 die Mehrzahl der römischen und merowingischen Steinsarkophage im Garten des früheren Kaiserpalastes, jetzt Palais du Rhin, mit zahlreichen andern Steindenkmälern zu einem Freiluftmuseum zusammengestellt habe und daß seit 1924 nunmehr unser Musée Préhistorique et Gallo-Romain ca. 25 Säle im Untergeschoß des Rohanschlosses füllt. Saal 1 ist der warmen Interglazialzeit mit unsern Hippopotamus- und Elephas antiquus-Funden gewidmet, Saal 2 der Kaltzeit mit den Mammut- und Renntierfunden. Saal 3 führt in die verschiedenen Erscheinungen der Neolithik ein, Saal 4 und 5 umfassen die verschiedenen Keramik-, Beil-, Gräber- und Hüttentypen der Neolithik. Saal 6 zeigt die Funde der vorrömischen Metallzeit, Saal 7 die Fresken, Bronzen, Waffen usw. des römischen Straßburg; 8 die Reliefgrabsteine und 9 die Sigillaten aus Straßburg, Heiligenberg usw. Saal 10 vereinigt alle Funde aus dem Mithraeigigtum von Königshofen, Saal 11 die römischen Gläser aus Straßburg und Umgegend, 12 die Funde aus den übrigen Stationen des Elsaß und die Münzen. In 13 ist alles zusammengestellt, was auf Wagen- und Schiffsverkehr Bezug hat und Saal 14 umfaßt die Funde der Merowingerzeit. Dann geht es in einen langen abgeteilten Gang mit Seitensälen, wo römische Ziegel und andere Bauteile, dann Wasserleitungsrohre, eine römische Küche und römisches Werkzeug ausgestellt sind. Im Anschluß daran ein Saal mit Brand- und Skelettgräbern, Stein-, Ziegel- und Bleisarkophagen, Hüttengrabsteinen usw. und ein noch größerer, in dem die Götterbilder vereinigt sind. Ein weiteres Abteil zeigt Material zur Topographie des römischen Straßburg und des römischen Straßennetzes, worauf wir zum Ohnenheimer Wagen, zu Menhirstelen und dann zum Eingang zurückgeführt werden ¹¹⁰⁾.

Gegenwärtig baut uns die Stadt Straßburg Räume für Bureaux und Laboratorium, wo auch die Handbibliothek und die auf mehr als 37 000 Nummern angewachsenen Inventare untergebracht werden sollen. In diesen letztern sind nicht nur die Sammlungsgegenstände katalogisiert, sondern auch die diesbezügliche Korrespondenz, Pläne, Skizzen, Litteraturhinweise untergebracht, was der zukünftigen Forschung die Arbeit wesentlich erleichtert. Durch diese Zusammenhäufung von Papieren verschiedenster Art verliert zwar unser Museums katalog an ästhetischer Wirkung, die praktischen und wissenschaftlichen Vorteile, unterstützt von einem alphabetischen Fundort-Zettelkatalog, sind aber derart groß, daß ich unser System nur zur Nachahmung empfehlen kann. — Zum Handgebrauch der Besucher habe ich 1924 einen kleinen Guide illustré du Musée Préhistorique et Gallo-Romain herausgegeben, der den Besucher über die verschiedenen Zeitalter und die hauptsächlichsten Objekte bzw. Gruppen kurz orientiert, und dem später eine erweiterte Ausgabe folgen soll.

¹¹⁰⁾ R. Forrer, Guide illustré du Musée Préhistorique et Gallo-Romain de Strasbourg (Palais Rohan) et du Musée lapidaire (Jardin du Palais du Rhin), Strasbourg 1924.